

Abendländische
Sagend und eine Nacht

oder:
die schönsten Märchen und Sagen
aller
europäischen Völker.

Zum ersten Male gesammelt
und neu bearbeitet

von
J. P. LYSER.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des
Herausgebers.

I. Bändchen I. Abtheilung.

Meissen,
bei F. W. Goedsche



Erster Akt:

Die Stadt von Genua in der Gasse vor der Kirche

Bertha die Spinnerin

A b e n d L ä n d i s c h e
Tausend und eine Nacht

oder
die schönsten Märchen und Sagen
aller
europäischen Völker

Zum ersten Male gesammelt und neu bearbeitet
von

J. P. E y s e r

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.

Erstes Bändchen
1. Abtheilung

M e i s s e n ,
bei **J. W. Goebfche.**
1838.

V o r w o r t.

Die Morgenländischen Märchen der „Tausend und eine Nacht“ sind allbekannt, genugsam besprochen und nach Würden belobt. Der selige Hoffmann nannte sie „das ewige Buch“ und wahr ist es, daß sie bis auf den heutigen Tag nichts von ihrer Jugendfrische und ihrem eigenthümlichen Reiz eingebüßt haben.

Warum existirte doch bis jetzt für das Abendland nicht eine ähnliche Sammlung seiner besten Märchen und Sagen? — Die Frage ist schon oft gethan worden, das Warum aber hat noch Keiner erklärt.

Ich werde es auch nicht, dagegen habe ich es unternommen, eine Sammlung der schönsten und gediegensten Abendländischen Märchen und Sagen im Geiste der Tausend und eine Nacht zu veranstalten und dem Publikum zur Beurtheilung vorzulegen.

Deutschland, die Schweiz, Frankreich, Holland, Italien, Spanien, Portugall, Ungarn, England, Schottland, Rußland, Irland, Schweden, Norwegen und Dänemark werden mir abwechselnd den reichsten Stoff liefern.

Sämmtliche Märchen und Sagen werden möglichst treu wiedererzählt, wie sie im Munde des Volks — in den Spinnstuben leben. Doch wird ein affectirt alterthümlicher Ton sorglich vermieden und deshalb, wo es erforderlich, ein und das andere Märchen in einer freien Bearbeitung — ohne alle Beimischung irgend eines fremdartigen, nicht zur Sache Gehörigem — gegeben werden.

Eine anziehende Original-*Novelle* wird sämtliche Märchen und Sagen nach dem Muster der morgenländischen Tausend und eine Nacht mit einander verbinden und die Katastrophe derselben wird die letzte Nacht und somit das ganze Werk beschließen.

Für zierliche und elegante Ausstattung ist von Seiten der Verlags-Handlung alle Sorge getragen worden und somit sey denn dieses Werk dem Wohlwollen aller Gebildeten, für wahre Poesie Empfänglichen bestens empfohlen.

Der allegorische Umschlag ist ein Räthsel, dessen Deutung der Zeichner den geehrten Lesern einstweilen überläßt und sie freundlich einladet, selbe zu versuchen und an die Verlags-Handlung durch Buchhändlergelegenheit einzusenden. Am Schlusse des Werkes werden die drei der Idee des Zeichners am nächsten kommenden Auflösungen mit abgedruckt werden, so wie auch des Verfassers eigne Deutung.

Lefer.

Erste Nacht.

Das Schloß an der Ostsee.

Die Sonne war im Sinken, zwei Reisende spornten ihre müden Säule an und schauten sich mit forschenden, verdrüsslichen Blicken nach einem Bauernhause um, denn auch sie waren der Ruhe bedürftig und der Abend keinesweges freundlich.

„Wie seltsam Einem doch die kahle, öde Gegend hier an der Ostsee vorkommt, wenn man lange in dem schönen Süddeutschland gelebt hat,“ begann der Älteste von ihnen — „nirgendß viele, ja oft nicht einmal einige Menschen, eine magre Vegetation und statt lustigem Harfen- und Leierkastengetön, das wenn auch nicht gelehrt, doch angenehm klingt, hört man hier nichts als das Getöse der Wellen und das Geschrei der Möven.“

„Gerade die große Verschiedenheit dieser Gegend von der unsrigen macht sie mir lieb und die ganze Reise interessant,“ versetzte der Jüngere. „Uebrigens, werther Franz, warum würden wir erst Zeit und Geld verreisen, wenn wir überall dasselbe fänden? Ich bin mit besonders fröhlichem

Sinne hierher gekommen und wer weiß, welch' ein Glück mir hier zu Theil wird."

„Dies wünsch' ich Dir, mein Eduard,“ sagte der Andre gemüthlich, „aber sieh, es zeigt sich schon. O, welcher angenehme Anblick für müde Reisende, sieh, sieh, ein erleuchtetes Gebäude.“

Beide ritten rascher zu und bald hielten sie vor einem großen, alterthümlichen Schlosse, das von einem mäßigen Hügel herab auf die Gegend schaute. Beide trieben die Kasse an und in Kurzem war das Ziel erreicht. Franz sprang rasch vom Pferde, pochte an den Thormweg, der alsbald von einem freundlichen Manne mit schneeweißen Haaren geöffnet wurde.

Ihre Bitte um ein Nachtlager fand geneigtes Gehör.

„Sie sind willkommen, meine Herren, jeder Ehrenmann kann im Hause des Freiherrn von Runsitten so lange weilen, als es ihm gefällt. Der gnädigen Frau und dem Fräulein werden Sie sehr willkommen sein und die Dienerschaft wird Ihnen mit Freuden dienen.“

„So weilt kein Gebieter in diesem Schlosse?“ fragte Franz.

„O doch, der Freiherr ist ein ächter Mann, aber seit Jahr und Tag schwermüthig, und Fremde, die er sehr gern sieht, finden doch an ihm nicht den besten Gesellschafter.“

Auf den Ruf des alten Asmus erschien ein Stallknecht, welcher die Pferde der Reisenden in Empfang nahm. Asmus bat die Herren, ihm zu folgen und sie sahen sich in wenig Augenblicken in einem freundlichen, alterthümlichen

Gemache, an welches ein kleiner Saal mit zwei stattlichen Gastbetten stieß.

Der alte Kastellan zündete einige Kerzen an, machte ein Feuer im Kamine, welches lustig empor brannte und Franz und Eduard fühlten sich sogleich heimisch in dem fremden Schlosse.

Der Kastellan fragte, ob sie noch diesen Abend seiner Herrschaft vorgestellt zu werden wünschten und als beide es bejahten, im Falle sie nicht fürchten dürften zu stören, ging der Alte, nachdem er sich ihre Namen mehrmals wiederholt hatte, zu seinem Gebieter und dessen Familie. In einem Viertelstündchen kam er zurück und lud die Fremden ein, ihm zu dem Freiherrn zu folgen.

Sie schritten über lange Corridors durch mehrere Zimmer, im letzten hieß Asmus sie warten. Eine Tapetenthüre öffnete sich und der Herr des Schlosses, ein hoher schöner Mann von vierzig und einigen Jahren trat ein.

Die Fremden stellten sich ihm vor, wie Männer von Stande und Erziehung sich geben und fanden in dem Freiherrn einen feinen, gebildeten Mann, der nicht immer in diesem öden Schlosse gelebt haben konnte.

Nachdem das Gespräch wohl eine Viertelstunde gewährt, lud der Herr vom Hause seine Gäste ein, ihm in den Speisesaal zu folgen. Sie traten in einen großen mit Ahnensbildern und Rüstungen geschmückten Saal, in dessen Mitte ein großer eichner Tisch schön gedeckt stand,

Bald erschienen die Damen vom Hause, die Freifrau, eine noch immer anziehende, blasse Dame und ihre Tochter,

ein blondes, liebliches Mädchen von siebzehn bis achtzehn Jahren, das mit fröhlichen Blicken ahnungslos in die Welt schaute. Ihr folgte der Schlosscaplan, ein Mann, dessen würdevolle Haltung und milde Züge den ernstesten Eduard besonders ansprachen.

Die Freifrau erwiderte den Gruß der Freunde verbindlich, Alma, so hieß das Fräulein, mit der Artigkeit, die aus einem wohlwollenden Herzen kommt.

Man reichte sich um die Tafel, Franz saß der schönen Alma gegenüber und betrachtete mit Theilnahme ihre holden Augen, welche fast immer und mit rührender Innigkeit an ihrem Vater hingen.

Die beiden Freunde wurden veranlaßt, von ihren Reisen zu erzählen, sie thaten es um so lieber, je mehr sie bemerkten: daß der Freiherr Interesse daran fand, ihnen zuzuhören. Er ward unvermerkt heitrer und Franz war entzückt über die Freude, welche dabei aus Alma's Augen leuchtete. „Wir leben hier so abgeschieden, daß Ihre, an sich schon interessanten Mittheilungen für uns von zweifachem Werthe sind und ich wünsche, daß es Ihnen längere Zeit bei uns gefallen möchte,“ sagte der Freiherr verbindlich.

„Die Gegend bietet viel Anziehendes dar,“ bemerkte die Hausfrau, „denn die Erscheinungen, welche man an der Ostsee wahrnimmt, sind sehr interessant, vielleicht auch fesselte Sie die reiche Bibliothek, in deren Besiß mein Gemahl jüngst durch eine Erbschaft gekommen ist, leider ist sie noch nicht geordnet.“

„Wenn sie Sagen und Märchen enthält, ist sie eine

wahre Goldmine für mich," antwortete Franz, alte Sagen und Märchen haben für mich einen eigenen Reiz und ich habe mir auf meinen Reisen schon eine hübsche Anzahl in meine Mappe gesammelt."

"Auch mich ziehen solche wunderbare Begebenheiten an," sprach Alma „verstünde ich nur das Lesen alter Chroniken besser, das Altdeutsche ist für uns fast eine fremde Sprache und außer meiner Muttersprache verstehe ich nur die Französische."

"Da finden sie in meinem Freunde einen tüchtigen Philologen," sagte scherzend Franz, doch schnell ward sein Gesicht ernst, als er bemerkte, daß der Freiherr beim Glockenschlage elf furchtbar bleich wurde und mit seltsamer Unruhe sich umschaute als erblicke er einen Geist.

Alma und die Freifrau theilten diese Unruhe; obgleich sie sich Mühe gaben sie zu verbergen, entging es doch Franzens hellem Auge nicht; der Caplan aber sprach leise in lateinischer Sprache zu Eduard: „jetzt wird uns der Freiherr verlassen und wollte Jemand ihm folgen oder versuchen, ihn von seiner Wanderung abzuhalten; so würde er in die schrecklichste Wuth gerathen. Seit Kurzem weiß ich, daß er bis nach Mitternacht in der Gruft der Schloßkapelle verweilt oder am Gestade der Ostsee umher schweift. Diese Lebensweise muß auch seine Gesundheit aufreiben, die Seinigen, die ihn innig lieben, sehr ängsten und noch ist es keinem Menschen gelungen, ihn von diesem nächtlichen Wanderungen abzuhalten."

Eduard hätte gern gewußt, wie lange diese Verstim-

mung des Freiherrn schon wahr und was der Grund derselben sey, aber in seiner Gegenwart scheute er natürlich diese Frage und fühlte auch, daß er als Fremder, allein mit dem Caplan, nicht dazu berechtigt sei.

Theilnehmend blickte er auf den Freiherrn und von einem plötzlichen Gedanken ergriffen sagte er zu diesem: „man spricht in Süddeutschland viel von den Erscheinungen, welche Sonntagskinder um Mitternacht am Gestade der Ostsee haben sollen und mein zum Aberglauben geneigtes Gemüth — eine Richtung, die ihm Weibererziehung und Poesie gegeben haben — würde gern Ueberzeugung von der Wirklichkeit dieser Erscheinungen in sich aufnehmen. Aber eine sonderbare Furcht hält mich ab um Mitternacht das Freie zu suchen“

„Und wovor?“ fragte mehr aus Höflichkeit als aus Theilnahme der Freiherr.

„Ich habe als Kind eine Sage von den Verstorbenen gehört, die noch in meinem Innern fort tönt,“ versetzte Eduard, „ich habe seitdem den Glauben, daß an mir doch vielleicht diese Sage zum Theil wahr werden könnte und fürchte selbst den kleinsten Theil der Wahrheit nicht zu überleben.“

Der Freiherr, aufmerksam geworden, hielt sich an der Stuhllehne fest und der Caplan, vielleicht Eduard's Absicht errathend, rief diesem zu: „o ich bitte Herr Baron, theilen sie die Sage mit.“

„Wenn die Damen das Schaurige nicht allzusehr fürchten, bin ich bereit dazu und bitte dann Sie, Herr

von Runsitten, mir Ihre Meinung über diese Begebenheit zu sagen."

Der Freiherr warf einen seltsamen Blick auf Eduard „meine Meinung, meine Meinung?“ stieß er hastig heraus und sich schnell umwendend, als sey er begierig zu hören, was sein Gast vielleicht von den Verstorbenen berichten könne, zog er den schon zum Gehen erhobenen Fuß zurück und sah mit Aufmerksamkeit auf Eduard, welcher begann:

Das Todtenamt.

Im dreißigjährigen Kriege lebte zu Straßburg eine ehrsame Wittwe, Frau Hilbert genannt, die nichts besaß, als eine schöne und tugendhafte Tochter, Elisabeth. Bei Lebzeiten ihres Mannes, der ein einträgliches Amt gehabt hatte, waren Sorge und Mangel der Frau Hilbert fremd geblieben, auch in den ersten Jahren nach seinem Tode, denn sie war eine geschickte Goldstickerin, aber jetzt in den schweren Kriegszeiten stiegen die Lebensmittel im Preise und nur Wenige ließen sich noch dann und wann ein Gewand mit Gold oder Silber sticken. Jeder sparte oder hielt seinen Reichtum geheim, denn der Feind spürte jedem Gulden nach und mußte ihn sich zu verschaffen.

Deßhalb weinte und seufzte Frau Hilbert oft und vergebens versuchte Elisabeth sie zu trösten. Nach Art der Jugend war diese ohne Sorgen, wenn die Mutter ausrief: was werden wir essen, womit werden wir uns

kleiden? Ein tieferer Gram bedrückte ihr Herz, ihr Verlobter Erich, eines wohlhabenden Kaufherrn Sohn, war mit in den Krieg gezogen für seinen Glauben zu kämpfen und seit Monden hatte sie keine Kunde von ihm erhalten.

Die Mutter tröstete sie, so gut sie es vermochte und Elisabeth überließ sich immer wieder schönen Hoffnungen, an Erichs Treue zweifelte sie nie.

Obgleich nun Elisabeth nirgends als in der Kirche zu sehen war, so war sie doch nicht unbemerkt geblieben, ohne daß sie es wußte, nannte man sie nicht anders, als die schöne Jungfer Hilbert und mancher Jüngling hatte im Stillen ein Auge auf sie.

Weihnachten rückte näher, die Armuth breitete sich immer mehr in Frau Hilberts kleiner Wohnung aus. Schon mußte ihr kleines Gemach oft ungeheizt bleiben, so fleißig auch Mutter und Tochter die Nadeln rührten und ihre Mahlzeiten wurden immer knapper. Am Weihnachtstage saß Frau Hilbert da und weinte, sie erinnerte sich der frühern, glücklichen, im Ueberfluß verlebten Weihnachtsfeste und wollte sich gar nicht zufrieden geben, da klopfte es dreimal ehrbar an ihre Thüre und auf ihren Ruf trat herein Herr Ambrosius Merker, einer der reichsten Kaufherrn Straßburgs.

Herr Merker hatte bereits sein sechzigstes Lebensjahr angetreten, sein Gesicht war voller Fältchen, aber sein Anzug zierlich und modisch, wie der Anzug eines jungen Stüßers. Er begrüßte die Frauen und sagte

in widerlich lißpelndem Tone, daß er schon längst von der Schönheit und Tugend der Jungfer Elisabeth tief gerührt sei und deßhalb komme, um geziemend bei Frau Hilbert um die Hand der Jungfrau zu bitten, falls diese ihn nicht abweise.

Frau Hilbert, bekannt mit des Freiers Reichthum, stieß einen Freudenschrei aus, während Elisabeth zitternd und todtenblaß sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte.

„Es ist uns eine große Ehre,“ sagte die Mutter vergnügt, „vergönnt uns nur, der Sitte gemäß, einige Bedenkzeit, mein werther Herr.“

Mehr hatte der ehrsame Herr Merker nicht erwartet, er bat um die Erlaubniß, sich am Neujahrsmorgen bestimmte Antwort holen zu dürfen und empfahl sich den Frauen.

„Nun,“ rief erfreut Frau Hilbert, als sie mit ihrer Tochter allein war, „das nenne ich eine Christbescherung, der Himmel sorgt sichtbarlich für uns und Du wirst nun eine reiche Frau, die ihre alte Mutter nicht vergessen wird.“

Elisabeth fiel der Mutter weinend um den Hals, „o meine Mutter!“ rief sie aus, „fordert mein Leben, nur nicht, daß ich meinem Erich treulos werde, gewiß kommt bald Kunde von ihm und er und ich werden gewiß Alles thun, Euer Alter zu erfreuen!“

Die Mutter riß sich verdrüsslich los und flagte Elisabeth des Leichtsinnes und Undankes an.

Täglich drang nun die Mutter heftiger in ihre

Tochter, ihr Glück nicht von sich zu stoßen, sie nicht dem Mangel Preis zu geben; so daß die Arme, Gequälte endlich gar nicht mehr wußte, was sie beginnen, wie sie sich entscheiden solle. Sie liebte ihren Erich mit ganzer Seele, sie glaubte fest an seine Treue und wußte, daß ihre Untreue sein Herz brechen würde, und wieder hörte sie die Drohungen, Klagen, Bitten ihrer Mutter. Hier stand der alte geckenhafte Herr Merker, da der geliebte, liebenswerthe Erich; aber neben dem Ersten der Ueberfluß und die segnende Mutter, neben dem Letztern der Mangel und Mutterfluch.

So erschien der Sylvestertag, vielleicht der letzte Tag von Elisabeth's Freiheit, sie brachte ihn im dumpfen Hinbrüten zu und bestieg bange ihr ärmliches Lager. „Gott wird mir helfen!“ sagte sie sich endlich selbst zum Troste, „ihn will ich anrufen, er wird es wohl mit seinem Kinde machen.“

Sie beschloß in aller Frühe zur Messe zu gehen, inbrünstig zu beten und dann zu thun, was Gott ihr eingeben würde.

Endlich schlummerte sie ein, als sie erwachte, war es noch dunkel, aber sie meinte, es sei schon hohe Zeit und Eile nöthig, wolle sie die Frühmesse nicht versäumen. Schnell fleidete sie sich an, hing ihr ärmliches Pelzmäntelchen um, nahm das Handlaternehen und schlüpfte durch die öden Straßen dem nächsten Gotteshause zu. Die Thüre war geöffnet, leise trat Elisabeth in das Gotteshaus und setzte sich auf ihren gewöhnlichen

Platz. Noch war außer ihr kein lebendes Wesen in der Kirche, desto ungestörter konnte sie beten. Da hörte sie ein leises Geräusch hinter sich, sie schaute sich um und erblickte ihre längst verstorbene Base in dem Gewande, welches diese im Sarge getragen hatte. Fieberfrost schüttelte Elisabeth's Glieder, sie wünschte sich sehnlich fort aus der Kirche, hinaus in das Freie unter Menschen, aber Entsetzen und Furcht hielten sie fest. Lichter wurden angezündet, sie schaute nach dem Sakristan, welcher dies that, es war nicht der, ihr wohlbekannte, sondern ein alter blasser Mann in verlegener Tracht. Mehrere Andächtige erschienen in steifen Grabgewändern mit erdfahlen Gesichtern und erloschenen Augen, auch wohlbekannte, vor länger oder kürzerer Zeit Verstorbene und dort, ihr gegenüber am Pfeiler saß ihre, vor wenig Wochen begrabne Jugendfreundin Ludmilla. Jetzt erschien der Meßner mit Chorknaben, unter ihnen ihr verstorbenes Bruderlein und der Priester, welcher sie gesirmt und schon zwei Jahre den Todeschlaf schlummerte. Die Orgel ertönte, eine Missa wurde aufgeführt, der Geistliche hielt ein feierliches Todtenamt und Alle nahmen Theil an dem Gottesdienste.

Da schlug die Glocke Ein, — knarrend flogen die Thüren der Stände zu und mit Gepolter fielen die Klappsiße herab. Die Betenden verschwanden, Elisabeth, wieder fähig sich zu regen, enteilte der Kirche. Draußen wehte der Januarsturm, er raubte ihr das enge Pelzmäntelchen, welches sie trug.

Athemlos langte sie in ihrem Kämmerchen an und warf sich vor Frost und Grausen behebend auf ihr Lager.

Als am Neujahrsmorgen die Mutter sie zu wecken kam und die schönsten Geschenke von dem Freier vor ihrer Tochter Bette ausbreitete, fand sie Elisabeth bleich und todt.

Die Kirchgänger erblickten auf jedem der frischbeschnittenen Gräber, als sie am Neujahrstage zur Messe gingen, ein kleines Stückchen von einem Pelzmantel, die Todten hatten ihn Elisabeth genommen zum Zeichen, daß kein Lebender es wagen darf, ungerufen in ihren Kreis zu treten.

Tiefe Stille herrschte im Gemache, schon lange hatte Eduard seine Erzählung beendet und noch immer wagte Niemand zu sprechen.

Endlich sagte der Caplan, „ich mag und kann nicht glauben, daß die Ruhe der Todten auf irgend eine Weise gestört wird, aber ich halte es auch für Frevel, wenn Menschen aus Neugier, Vorwitz oder um sich als starke Geister zu zeigen, um Mitternacht an die Pforten der Gräber treten und hinab zu den Todten sprechen.“

„Und doch,“ sagte der Freiherr melancholisch, mehr zu sich, als zu der Gesellschaft „und doch begehrt der begabtere Mensch oft recht innig etwas von dem Leben und Aufenthalte der Geschiedenen zu wissen, wie sie von den Zurückgebliebenen denken“ — mit einem tiefen, schmerz-

lichen Seufzer unterbrach er seine Rede und seine Gemahlin richtete einen ängstlich fragenden Blick auf den Caplan, als wolle sie sagen „sollte dieses ungelöste, hier auf Erden unlösbare Räthsel der Grund von Kunsittens Schwermuth seyn?

„Es ist recht grausig, recht poetisch, was sie da erzählt haben, Herr Baron,“ sprach Alma, aber doch zu schaurig und ich fürchte mich fast nach meinem Zimmer zu gehen.

„Ein düstres, allzudüstres Bild!“ rief Kunsitten und rückte unwillkürlich näher zu seiner Gemahlin, als fürchtete er die Erscheinung eines Geschiedenen.

Eduard entschuldigte sich und Franz rief heiter aus „so erlauben Sie mir, Sie in das schöne Italien an den Hof eines lebensfrohen Kaisers zu führen und Ihnen zugleich in einem liebenswürdigen Mädchen einen Spiegel vorzuhalten, denn der Rocken dort am Fenster verräth mir, daß auch Sie die Spindel drehen und gewiß die feinsten Fäden aus Ihren Händen hervorgehen.

„Erzählen Sie!“ sagte Alma fröhlich“ aber Franz versetzte „für heute möchte meine Erzählung zu lang werden, doch bin ich mit Vergnügen bereit morgen Abend Ihren Wunsch zu erfüllen.“

Die Gesellschaft war dies zufrieden und der Freiherr ließ sich vom Schloßkaplan nach seinem Zimmer begleiten.

Zweite Nacht.

Die Stunde, in welcher sich jederzeit die Gäste im Gesellschaftszimmer zu versammeln pflegten, hatte geschlagen, die Freunde traten pünktlich ein und begrüßten ehrerbietig die Damen und dann den Freiherrn, welcher gefolgt vom Caplan eintrat.

Während des Mahles erzählte der Letztere Mancherlei, was in der Gegend geschehen, empfahl einige hülfbedürftige Kranke der Milde der Damen und sprach dann zu den Freunden von den schönsten Punkten der Gegend, mit welchen er sie bekannt machen wollte.

Als das absichtlich verlängerte Mahl beendet war, rief Fräulein Alma fröhlich: „Nun, Herr von Seckendorf, wollen Sie nun wohl Ihr Wort lösen und uns das heitere, gestern zugesagte Märchen mittheilen?“

„Mit Freuden,“ antwortete Franz und erzählte:

Bertha, die Spinnerin.

Kaiser Heinrich IV. hatte den Thron seiner Väter bestiegen, als er kaum das Jünglingsalter erreicht hatte. Früh hatte man ihn mit einer jungen italienischen Prinzessin vermählt, welche er, obgleich sie schön und tugendhaft war, doch nicht liebte, vielleicht nur, weil er sie lieben sollte. Die Frau Kaiserin merkte gar bald, daß ihr Gemahl ihr nicht hold sey und da sie ihn innigst

liebte, grämte sie sich sehr darüber und weinte oft im Stillen. Der Kaiser fragte wenig nach Frau Agnesen, er war ein Freund der Jagd und ritt fast täglich hinaus in den Wald, das flüchtige Wild zu erjagen und sich an dem Geschick seiner Hofherren zu ergötzen, oder ihr Ungeschick im edlen Waidwerk zu belachen.

Eines Tages, als der Kaiser allein durch den Wald ritt, begegnete ihm, auf schneeweißem Zelter sitzend, eine junge Dame von so großer Schönheit, daß er vermeinte, Dianen selber zu schauen. Kohlschwarzes Haar umwallte ihr frisches Antlitz, ihre schwarzen Augen leuchteten wie Sterne. Mit stummen Grusse ritt der Kaiser an ihr vorüber, aber kaum ward er seines Vertrauten, des Grafen Paolo ansichtig, so fragte er nach dem schönen Fräulein und vernahm, daß es Fräulein Irene, die Nichte des Grafen Montagna sey, der mit ihr und seinem einzigen Sohne Adalbert auf dem Schlosse Montagna bei Padua wohne, welcher, wie es heiße, den Junker Adalbert mit dem Fräulein Irene verlobt habe. Der Kaiser seufzte, er beneidete insgeheim den glücklichen Adalbert und da er schönen Frauen hold war, so beschloß er, bald einmal den Grafen Montagna auf seinem Schlosse heimzusuchen.

Er that das auch wirklich, der Graf fühlte sich über den Besuch seines Kaisers hochgeehrt und Fräulein Irene, stolz auf ihre Schönheit und die Schmeicheleien des Kaisers, der auch ein sehr schöner Mann war, blickte triumphirend umher. Das Fräulein erschien dem Kaiser

dießmal noch viel schöner, als das Erstmal und sehnlichst wünschte er sie ohne Zeugen zu sprechen, ein Wunsch, den sie gewiß erfüllt hätte, wäre sie nicht viel zu schlaugewesen, um sich ihrer Leidenschaft zu überlassen. Sie betrug sich so zurückhaltend, gab nur dann und wann leise Hoffnung, daß der Kaiser täglich ungeduldiger wurde; um sie öfterer zu sehen, ernannte er sie zur Ehrendame der Kaiserin, worauf der alte Graf Montagna sich nicht wenig einbildete; er betrachtete Irene als die Braut seines Sohnes und hatte nicht die geringste Ahnung, daß sie auf gutem Wege war, demselben untreu zu werden.

Nun hätte man glauben sollen, daß Junfer Abalbert sich über die Abreise des Fräuleins betrüben würde, dieser aber war herzlich froh und er wünschte nichts inniger, als für immer von ihr getrennt zu werden. Ihr stolzer, hochfahrender Sinn stieß ihn ab und tief im innersten Herzen trug er schon seit Jahren eine holde anmuthige Jungfrau, die, obgleich geringen Standes, doch an Schönheit und Tugend keinem Edelfräulein nachstand.

In der kleinsten Hütte zu Montagna nämlich lebte Frau Theresina, eine fromme, ehrbare Wittwe, welche in ihrer Enkelin Bertha einen wahren Schatz besaß. Obgleich schön wie ein Engelsbild, schien sie keine Ahnung von ihrem wunderbar rührenden Reiz zu haben. Raum graute der Morgen, so saß sie schon beim Rocken und spann, sie schaute sich nicht um dabei und wenn

schon längst Alles in Montagna zur Ruhe war, saß Bertha bei ihrem Lämpchen und drehte rüstig die Spindel. Nie sah man sie beim Tanze, nie erwiderte sie den Gruß eines jungen Burschen freundlicher, als die Sitte es heischte und hätten die habgüchtigen Väter gedacht, wie die Söhne, die arme Bertha wäre des reichsten jungen Landmannes Frau geworden.

Bertha dachte gar nicht daran, jemals vor das Altar zu treten, heimlich und inniglich liebte sie den Junker Adalbert, wie er sie liebte. Sie wußte, daß sein Vater niemals ein armes Landmädchen zur Tochter annehmen würde und lebte still, ohne Hoffnung und Wunsch ihre Tage hin, fleißig und Gott ergeben. Sah sie den Junker mit Fräulein Irene vorbeireiten, so färbte wohl eine dunklere Röthe ihre Wangen und die Thränen traten ihr in die freundlichen braunen Augen, aber sie unterdrückte ihren Schmerz. Sobald es dämmerte, ging sie zum nächsten Muttergottesbilde und betete um Ruhe und Heiterkeit. Alle Wochen, wenn Markt in Padua gehalten wurde, ging sie, ihr Körbchen mit Garn gefüllt, auf den Markt, das Garn zu verkaufen und für den Erlös das Nöthigste für die Großmutter und sich zu erhandeln.

Während dem nun Fräulein Irene als erster Stern des Hofes glänzte und die Liebe des Kaisers von Tage zu Tage wuchs, verlebte die Frau Kaiserin traurige Tage. Es war ihr sogar zu Ohren gekommen, daß ihr Gemahl im Sinne habe, sich von ihr scheiden zu

lassen und so beschloß sie denn, ihr Unglück würdig zu tragen. Sie nahm sich vor, den Kaiser um die Erlaubniß zu bitten, sich in ein Kloster begeben zu dürfen, um dort in stiller Eingezogenheit ihr Leben zuzubringen. Der Einwilligung des Kaisers glaubte sie gewiß zu seyn und so hatte sie im Stillen schon Alles zur Abreise vorbereitet und dieselbe auf den nächsten Tag festgesetzt.

Müde von Weinen schief sie ein, da träumte ihr, sie befände sich hoch auf einem Felsen und schaute hinab in ein reizendes Thal, da kam eine weiße Taube aus dem Aether hernieder geflogen, im Schnabel trug sie ein zartes Fädchen und legte es auf den goldnen Ring, den die Kaiserin als Braut von ihrem Gemahle empfangen hatte. Tändelnd zog sie das Fädchen immer und immer wieder durch den Ring und als sie jetzt genau darauf sah, war es ein Gespinnst geworden, ganz zart und egal. Wie von unsichtbaren Händen webte es sich zum Neze, in dem sie jetzt den Kaiser erblickte, der liebevoll ihr zu Füßen stürzte.

Wunderbar froh erwachte sie. Sie theilte den Traum ihrem Beichtiger mit und dieser sprach: „Edle Frau! man muß den Träumen nicht zu viel vertrauen, sie aber auch nicht allzu gering achten, oft sprechen sich in ihnen unsre Schutzheiligen aus. Geduld und Treue haben schon, wenn auch langsam, Vieles erreicht, was der raschen Thätigkeit unerreichbar blieb. Weilet noch eine Zeit hier, bevor Ihr in das Kloster geht, tra-

get, was Euch kränken mag mit Geduld und laßet nicht ab mit Beten und Hoffen."

Die Kaiserin ehrte den Rath des frommen Mannes und so blieb sie nach wie vor am Hofe ihres Gemahls und lebte still und freundlich an seiner Seite.

Während nun die edle Frau auf bessere Tage hoffte, loberte die Glut ihres Gemahls für Treenen immer heftiger empor. Das schlaue Fräulein, welches das höchste Ziel im Auge behielt, suchte dem Kaiser die Treue seiner Gemahlin verdächtig zu machen und um sich zugleich an Adalbert zu rächen, weil er ihr früher die arme Bertha vorgezogen, überredete sie ihn, daß dieser, welcher seit einigen Wochen am Hofe weilte, sein Auge auf die Kaiserin geworfen habe und täglich in ihrer Gunst steige.

Der Kaiser, dem jeder Grund, sich von seiner Gemahlin zu trennen, erwünscht war, beobachtete die Angeklagten genau und wirklich schien es, als verehere Adalbert die Kaiserin vor allen Frauen und als gäbe sie ihm den Vorzug vor allen den Edelleuten, welche am Hoflager des Kaisers verweilten.

Adalbert war unglücklich, weil er nie hoffen durfte, seine geliebte Bertha die Seine zu nennen, deßhalb zog ihn die stille Trauer der Kaiserin, die über die Untreue Heinrich IV. weinte, an, und die Kaiserin betrachtete mit unschuldiger Theilnahme den jungen, schwermüthigen Mann.

Obgleich der Kaiser seine Gemahlin bisher aus

Eigensinn übersehen und ihre Liebe zu ihm belächelt hatte, war es ihm doch nicht gleichgültig zu vernehmen: daß sie den jungen Grafen Montagna ihm vorziehe. Er fühlte sich gekränkt, seine Eitelkeit war verletzt und wie es oft im Leben vorkommt: daß man ein Gut erst schätzen lernt, wenn man es verlieren soll, so geschah es auch dem Kaiser. Seine Gemahlin, durch stilles Hoffen verschönt, kam ihm mit jedem Tage reizender vor, er näherte sich ihr mehr, wie früher und diese Freundlichkeit von seiner Seite verbreitete über die edle Frau eine anmuthige Heiterkeit, welche sie früher niemals besessen hatte.

Irenen's Schönheit zog den Kaiser noch an, aber er fing an ihr hochfahrendes Wesen zu durchschauen und gab auch den Vorstellungen der Geistlichkeit und seiner Rätthe Gehör, welche ihm die Trennung von seiner tugendhaften Gemahlin als ein Unrecht schilderten.

Ueberall hörte er Frau Agnesen's milden Sinn, ihre Wohlthätigkeit und Frömmigkeit rühmen und wenn er bemerkte, daß ihr Auge freundlich auf Junker Adalbert ruhte, konnte er sich der Eifersucht nicht erwehren.

Während nun Irene, mißmuthig über Heinrich IV. Freundlichkeit gegen seine Gemahlin, mit allen Kräften und geheimer List darauf hinarbeitete, dem Kaiser seine tugendhafte Agnes verdächtig zu machen, lebte Bertha, Adalbert's Bild im Herzen, in ihrer Einsamkeit fort. Sie hatte ihn, seit er in Padua lebte, nicht gesehen, war nicht einmal hin auf den Markt gekommen, weil

die Großmutter lange schwer krank darnieder lag und sie diese nicht verlassen wollte.

Alle Abende hatte sie bei dem Muttergottesbilde unter der Linde gebetet für ihre Großmutter und Adalbert und wenn sie ihr Gebet beendet, klang es ihr, als sängen die Lindenblüthen:

Spinne fein

Wie Mondenschein

Dann wirst Du froh und glücklich seyn!

Diese Worte wahrte Bertha in ihrem Herzen, sie legte neuen Flachß um den Rocken und begann ein Gespinnst, dessen Fäden an Zartheit der Spinne nichts nachgaben. Mit der Gesundheit der Großmutter besserte es sich sichtlich, auch das Gespinnst wuchs schnell unter der Hand der fleißigen Spinnerin und mit heimlicher Freude zählte Bertha schon die Tage, die noch vergehen mußten, bevor sie zum großen Jahrmarkt nach Padua gehen konnte, wo sie Adalbert, wenn auch nur von fern, zu sehen hoffte.

Fräulein Irene lebte indeß nicht glücklich, sie sah, daß der Kaiser sie nicht mehr so auszeichnete, wie früher und bemerkte auch, daß Adalbert ihr verloren sey. Ein Mittel nur noch blieb ihr übrig und dies wollte sie benutzen. Sie wußte es anzustellen, daß sie am Tage vor dem Beginn des Marktes, dem Kaiser allein im Garten begegnete; sobald sie ihn erblickte, fing sie an zu weinen und erwiderte, als der Kaiser nach der Ur-

sache ihres Kummerß fragte: „wie sollt ich nicht traurig seyn, mein gnädiger Herr! Ihr entzieht mir Eure Huld und der Mann, welcher mir zum Gatten bestimmt war, liebt eine andre hohe Frau, ja er wird sogar morgen um Mitternacht in der Gallerie, die zu ihrem Zimmer führt, eine Zusammenkunft mit ihr haben.“ Der Kaiser erzürnte sich sehr, er schwur, seine Gemahlin zu belauschen und schwur, finde er sie schuldig, sie sogleich zu verstoßen. Irene flehte ihn an, nur ihre Mitwissenschaft zu verschweigen und begab sich heimlich frohlockend hinweg. Darauf suchte sie Adalbert zu sprechen und sagte zu ihm mit verstellter Freundlichkeit: „Ich weiß Better, Ihr liebt mich nicht und ich zürne Euch deshalb nicht, denn das Herz läßt sich nicht zwingen. Auch ist mir bekannt, daß Euch die holde Bertha werth ist; da ich es nun wirklich gut mit Euch meine, so rathe ich Euch, bittet die Kaiserin um ihre Fürsprache bei Euerm Vater, dann muß er einwilligen. Morgen um Mitternacht könnt Ihr allein mit ihr sprechen, denn weil die Hitze jetzt so groß ist, ruht sie am Tage und ergeht sich in nächtlicher Kühle auf der Gallerie vor ihrem Gemache. Aber behaltet es für Euch, denn es wäre Euch doch sicherlich unlieb, wenn Jemand erführe, daß Ihr vergebens gebeten hättet.“

Adalbert dankte dem Fräulein vielmals und versprach ihrem guten Rathe zu folgen; im Herzen aber dachte er anders, denn er kannte Fräulein Irenen zu gut, als daß er ihrer Freundlichkeit getraut hätte.

Der Jahrmarkt begann, lustige Tanzmusik erschallte, Landleute und Große des Hofes gingen fröhlich auf dem großen grünen Marktplatz umher, der mit Buden und Verkäufern besät war. Seitwärts saß endie Spinnerinnen mit ihrem Gespinnste, meistens Mädchen und Frauen aus Montagna,

Mancher Blick fiel auf die schöne Bertha, die bescheiden und zurückgezogen unter den lustigen Spinnerinnen saß, auch Käufer fanden sich, aber die meisten fanden ihr Gespinnst zu fein für den täglichen Gebrauch, Andre es zu theuer, ja es schien, als wolle Bertha es gar nicht verkaufen. Verstoßen suchten ihre Augen Adalbert, der sich aber nicht blicken ließ, weil er sich heute im Gefolge des Kaisers auf der Jagd befand. Nachdenklich, als habe sie Großes im Sinne, blickte sie vor sich nieder, da erhoben sich plötzlich alle Spinnerinnen, denn von einigen Edelfräuleins begleitet erschien die Frau Kaiserin auf dem Markte. Da faßte Bertha Muth, bescheiden trat sie zu der Fürstin, neigte sich tief vor ihr und sprach: „Zürnet nicht, hohe Frau! wenn ein armes Mädchen es wagt, Euch eine Gabe zu bringen. Mit den Gedanken an Euch, mit den besten Wünschen für Euer Wohl spann ich dieses Garn, es ist ein Stück und Ihr könnt es dennoch durch den goldenen Reif ziehen, den Ihr an Euerm Finger traget.“ Und als sie das Staunen der Kaiserin sah, die sich ihres Traumes erinnerte, fügte Bertha hinzu: „gewiß, edle Frau! ich hätte mich nimmer unterstanden, Euch

diese Gabe zu bringen, wenn mir nicht die heilige Jungfrau im Traume zugeflüstert hätte, es würde Euch und mir Segen bringen.“

„Ja, Du bist die Taube, die mir Gott sendet, dies sind die Fäden, die mir Heil verkünden!“ rief bewegt die Kaiserin aus. Hierauf zog sie das Gespinnst ohne Mühe durch einen Ring und übergab es einem Fräulein, dann reichte sie Bertha die Hand, nahm ihre goldne Kette von der Brust und hing sie ihr mit den Worten: „wir sehen uns wieder!“ um den Hals.

Bertha wußte nicht, wie ihr geschehen war, erst als Glück wünschend die andern Spinnerinnen sie umringten, kam sie wieder zu sich. Begleitet von ihnen, ging sie nach Montagna zurück, der Großmutter ihr Glück zu verkünden.

Als die Kaiserin zurück in ihr Zimmer kam, nahm sie ihr Gespinnst und verglich es mit Bertha's und obgleich sie eine treffliche Spinnerin war und für die beste im Lande galt, mußte sie doch gestehen, daß das Gespinnst der armen Spinnerin das ihre an Feinheit übertreffe.

Sie ließ hierauf alle ihre Frauen rufen, zeigte ihnen beide Gespinnste, ohne die Spinnerinnen zu nennen und fragte sie, welches sie für das Feinste erkannten und als alle Bertha's Gespinnst den Vorzug gaben, sagte sie: „Ihr habt Recht und dies hat ein armes Landmädchen gesponnen, das auch kochen und waschen muß mit ihren Händen.“

Die Hoffräuleins waren sehr bestürzt über diese Entdeckung, sie fürchteten die Kaiserin beleidigt zu haben, doch diese sagte huldvoll: „erschreckt nicht Kinder, die Wahrheit kann nur kleine Seelen beleidigen und Ehre dem, dem Ehre gebührt. Wie könnt' ich meiner Unterthanin das wohlverdiente Lob entziehen wollen?“ Drauf zog sich die Kaiserin mit drei ihrer liebsten Hoffräuleins in ihr Gemach zurück und befahl: Niemand vorzulassen.

Die Pagen im Vorzimmer aber hörten die Kaiserin mehrmals hell auflachen — sie und kein Mensch im Schlosse, außer dem Lieblinge der Kaiserin, der blonden Emma, ahnete, was die hohe Frau, ohne lachen zu wollen, erfahren hatte.

Als die Mitternachtsglocke schlug, begab sich der Kaiser voll Mißtrauen, wie er sich vorgenommen hatte, verumumt in die Gallerie, welche an das Gemach Frau Agnesen's gränzte; Alles war dunkel und still, im Zimmer der Kaiserin vernahm er Geflüster, inngrimmig, aber leise; öffnete er die nur angelehnte Thüre und trat in das Gemach, welches ebenfalls dunkel war. Er wollte vorwärts schreiten nach dem Schlafgemache der Kaiserin, aber im Nu fühlte er sich von einem Netze umstrickt, aus dem er sich, ungeachtet aller Mühe, nicht loszuwickeln vermochte.

Er tobte und schrie, da erschien die Kaiserin, ihr folgten drei Fräuleins mit Kerzen und großen langen Ruthen, an deren Enden Federn befestigt waren, auch

die Kaiserin hielt eine solche Ruthe in der Hand und sich stellend, als ob sie ihren Gemahl nicht kenne, sprach sie zürnend: „ich sollte Euch, der Ihr Euch erdreistet, das Zimmer Eurer Herrin zu betreten, bei meinem Herrn verklagen, aber ich habe Mitleid mit Eurer Jugend, deßhalb sollt Ihr von unsern Händen gezüchtigt werden.“ Hierauf gab sie den Fräuleins einen Wink und diese, sowie sie selbst, hieben unbarmherzig mit den Ruthen auf den Kaiser los. Als der Kaiser seine Strafe empfangen hatte, entließ die edle Frau ihre Damen und sprach mit bewegter Stimme: „entfernet Euch, wer Ihr auch seyn mögt. Denkt in Zukunft besser von der Gemahlin Eures Herrn, die, obgleich ungeliebt von ihm, doch festhalten wird an der Treue bis zum Tode.“

Diese Worte drangen bis in das Innerste Heinrich's, ergriffen von so vieler Milde riß er die Vermummung ab und sank seiner Gemahlin zu Füßen.

Als der Kaiser am andern Morgen zu seiner Gemahlin kam, erzählte sie ihm ihren Traum und bat ihn, ihr zu gestatten, die Spinnerin kaiserlich zu belohnen.

Der Kaiser gestand es lächelnd zu und sprach: „wisset, dieses Mädchen hat in Wahrheit Einfluß auf unser Geschick gehabt, ohne sie wäre Irene Adalbert's Gemahlin, ohne Irenen's Einflüsterungen hätte ich nie Eure Tugend, nie die Furcht Euch zu verlieren gekannt. Viel sprachen noch Beide mit einander und zeigten sich einiger und glücklicher, als Agnes wohl gehofft, auch später dem Volke.

Nachmittags begab sich das Kaiserpaar mit vielen Großen des Hofes und Junker Adalbert nach Montagna. Vor Bertha's Hütte hielten sie an und ließen sie heraus treten.

Die Huld der Kaiserin ermuthigte das schüchterne Mädchen, der Kaiser aber nahm das Gespinnst Bertha's, hieß die Aeltesten von Montagna den Anfang des Garnes an einen Baum knüpfen und damit gehen in's Gevierte, so weit das Garn reiche. Dies dauerte wohl viele Stunden, unterdessen weilte Heinrich IV. mit seiner Gemahlin auf dem Schlosse bei Adalbert's Vater, mit welchem sie viel sprachen.

Spät Abends noch erschienen die Vermesser mit Bertha und ihrer Großmutter auf Befehl des Kaisers im Schlosse.

„Du hast mir viel Glück gebracht,“ redete die Kaiserin die Spinnerin an, „deßhalb sollst Du mit Genehmigung meines Herrn, der Dein Verdienst ehrt, den Landstrich Dein nennen, den der Faden umzogen hat.“

„Und für geadelt erkläre ich Dich und gebe Dir eine Spindel in Dein Wappen,“ fuhr der Kaiser fort, „Adalbert sey der Deine, Graf Montagna nimmt Dich zur Tochter an.“

Adalbert war vollglücklich, Bertha konnte vor Rührung nicht sprechen. Die Vermählung des Paares ward in wenigen Wochen vollzogen, die Kaiserin selbst war Brautführerin. Alle, außer der vom Hofe ver-

wiesenen Irene, gönnten der frommen Bertha das Glück, welches sie nicht hochmüthig gemacht hatte.

Noch oft erzählten die Mütter und Großmütter ihren Kindern und Enkeln von Bertha, der Spinnerin und wenn sie dabei ihrer eignen Jugendzeit gedachten, seufzten sie: „Hin ist die schöne Zeit, wo Bertha spann.“

Dies Sprüchwort existirt in der Gegend von Montagna bis auf den heutigen Tag.

Heitrer gestimmt erhoben sich Alle, um sich zur Ruhe zu begeben, die Freifrau dankte den Freunden für die Unterhaltung und sogar ihr Gemahl rief freundlich seiner Tochter zu: „spinne Alma, spinne, vielleicht spinnst Du Dir auch aus Deinem Rocken Dein Glück!“

D r i t t e N a c h t .

Als am nächsten Abende der Schloßcaplan in das Gesellschaftszimmer trat und noch Niemand, außer Franz und Eduard vorfand, sprach er, „ein guter Engel hat Sie, meine Herren, hierher geführt; der Schutzgeist der Familie Runsitten. Der Freiherr hat diese Nacht, wie mir der Kammerdiener vertraute, ruhiger geschlafen und die nächtliche Wanderung ist unterblieben. Dieses Herumstreifen in leichter Kleidung, ungeachtet der Kälte, diese Unruhe des Geistes in jeder Nacht muß ihn immer reizbarer werden lassen,

denn es ist meine Ueberzeugung: ohne nächtliche Ruhe und körperliche Gesundheit kann auch ein krankes Gemüth nicht genesen."

„Könnte man den Freiherrn nicht leicht herstellen, wüßte man den Grund seines Leidens?“ bemerkte Eduard.

„Diese Ansicht theile ich,“ versetzte der Caplan, „leider weiß man für seine Schwermuth keine Ursache anzugeben, ich vermuthe jedoch —“

Alma's Eintreten unterbrach das Gespräch, der Freiherr und seine Gemahlin folgten. Die Unterhaltung drehte sich um die Reize einer nordischen Landschaft und ihre Verschiedenheit von einer südlichen.

„Ach!“ rief das Fräulein, „ich kann mir von dem blauen Himmel Italien's, den Orangenhainen, der Wärme und ihren Kindern, den üppigen Blumen, gar keine Vorstellung machen, nicht einmal von Süddeutschland's Auen, und doch muß es reizend in jenen milden Gegenden seyn, mir hat die ganze Nacht von der lieblichen Bertha und dem schönen Schlosse Montagna geträumt.“

„Die ganze Sage gleicht der dortigen Gegend,“ bemerkte Franz; „der lebensfrohe Kaiser, die fromme, gläubige Kaiserin, der schmachtende junge Montagna, die Spinnerinnen, der Jahrmarktstroubel zu Padua, Alles dies giebt ein getreues Bild von Italien und wie man an der Gegend leicht den Charakter der Sagen sich denken kann, erkennt man in der Sage den Charakter der Gegend, in welcher sie spielt. Hier im Norden giebt es Burggeister, öde Schlösser, Teufel, weiter hin in Schweden und Dänemark Strandhexen und

Wassermänner, in Schottland Vampyre und Verstorbene, die wiederkehren, und wenn wir uns den deutschen Grafen, den spanischen Granden beim Becher in hoher Burg, den Italiener und Provençalern mit der Mandoline, besucht von schönen Elfen, denken, trinkt der Russe seinen Branntwein und in allen seinen Märcheln und Sagen ist Branntwein ein Hauptgeist."

„Sehr richtig," sagte Eduard und zum Beweise möge folgende schöne Geschichte dienen."

G e s c h i c h t e

von dem berühmten und tapfern Ritter Ilija, dem Muromer und dem Räuber Nachtigall.

In der berühmten Stadt Murom, in dem Kirchdorfe Karatscharoma, lebte ein Bauersmann, Namens Iwan Timofejewitsch. Der hatte einen geliebten Knaben, Ilija, den Muromer. Dieser saß und konnte nicht gehen dreißig Jahre lang; da fing er an gesund auf den Füßen zu wandeln und fühlte in sich große Kraft, machte sich eine kriegerische Rüstung und einen stählernen Spieß, sattelte sein Ritterroß, ging zu seinem Vater und zu seiner Mutter, und bat sie um ihren Segen: mein Herr Vater und meine

Mutter entläßt mich, damit ich in der berühmten Stadt Kiew zu Gott bete und den Fürsten von Kiew begrüße.“

Sein Vater und seine Mutter gaben ihm den Segen, nahmen ihm einen schweren Eid ab und sprachen: „Gehe gerade in die Stadt Kiew, gerade in die Stadt Tschernighof und thue kein Unrecht auf Deinem Wege, vergieße nicht umsonst christliches Blut.“

Ilija, der Muromer, empfing den Segen vom Vater und Mutter und betete zu Gott. Dann nahm er Abschied von den Aeltern, machte sich auf den Weg und ging so weit in einen finstern Wald, bis er auf ein Lager von Räuber traf. Die Räubern erblickten Ilija, den Muromer, in ihrem Herzen entbrannte räuberische Lust zu seinem ritterlichen Roß und sie sprachen untereinander: „Lasset uns das Roß wegnehmen, denn es ist so schön, wie wir es noch nirgends gesehen, und jetzt sitzt auf so gutem Rosse ein unbekannter Mensch.“ Und sie begannen Ilija, den Muromer anzuhalten zu fünf und zwanzig Mann. Ilija, der Muromer, hielt sein Ritterroß an, nahm aus seinem Köcher einen trocknen Pfeil, legte ihn auf den straffen Bogen und schoß den trocknen Pfeil ab, auf den Boden, daß er drei Arschinen weit die Erde aufriß. Als die Räuber dies sahen, entsetzten sie sich, traten in einen Kreis zusammen, fielen auf die Knie und sprachen: „Herr, unser Vater, kühner, guter Jüngling, wir sind schuldig vor Dir; für unsre so große Schuld, nimm Schätze so viel Dir beliebt, und bunte Kleider und Roßheerden, so viel

Dir gefällig.“ Ilija lächelte und sprach: „Was soll ich mit euren Schätzen machen? Wenn ihr aber am Leben bleiben wollt, so wagt in Zukunft so etwas nicht wieder.“ —

Und er zog seine Straße der berühmten Stadt Kiew zu, und kam vor die Stadt Tschernigof, und bei dieser Stadt Tschernigof stand ein heidnisches Heer, so stark, daß man es nicht zählen konnte, und sie wollten die Stadt zerstören, die Gotteshäuser in die Luft sprengen, und den Fürsten und Wojewoden von Tschernigof selbst lebendig in die Sklaverei abführen.

Vor dieser Macht erschrak Ilija, der Muromer, aber er warf alle seine Sorgen auf den allerhöchsten und entschloß sich, sein Haupt für die christliche Religion hinzugeben. Er fing an das ungläubige Heer mit dem Wurfspee zu schlagen, zerstreute das ganze Heer, nahm den Fürsten des ungläubigen Heeres gefangen, und führte ihn in die Stadt Tschernigof. Da kamen ihm die Bürger Tschernigofs entgegen; voran ging der Fürst und Wojewode von Tschernigof selbst. Sie dankten ihm, und mit ihnen zugleich brachte er seinen Dank Gott dem Herrn dar, daß er der Stadt Rettung geschickt und nicht gestattet hatte, daß sie vertilgt werde von einer so ungläubigen Macht.

Sie führten Ilija, den Muromer in den Pallast, hereizeten einen großen Schmaus und entließen ihn alsdann.

Sie führten Ilija, den Muromer nach Kiew, die grade Straße, welche der Räuber Nachtigall seit

dreißig Jahren inne hatte, und wo er weder Reiter noch Fußgänger vorüberziehen ließ, indem er sie tödtete, nicht mit Waffen, sondern mit seinen räuberischen Pfeifen.

Ilija der Muromer, kam in das freie Feld und ritt in den Briankfischen Wald, den er in der Ferne erblickte, auf morastigen Strecken, über Brücken von Wasserhollunder zu dem Flusse Sinarodienka. Aber der Räuber Nachtigall ahnete sein naheß Unglück und als Ilija, der Muromer, noch zwanzig Werst weit von ihm entfernt war, ließ er sein starkes, räuberisches Pfeifen erschallen.

Allein das Heldenherz erschrak nicht, als er noch zehn Werst weit von ihm war, da piff er so stark, daß das Roß unter Ilija dem Muromer auf die Kniee stürzte.

Da gelangte Ilija der Muromer an sein Nest, das auf zwölf Eichen gebaut war, und der Räuber Nachtigall erblickte den russischen Helden, piff aus aller Kraft und wollte ihn tödten. Ilija der Muromer aber nahm seinen straffen Bogen ab, legte auf ihn einen trocknen Pfeil, ließ ihn fliegen in das Räuberneß und traf den Räuber in das rechte Auge. Der Räuber Nachtigall fiel aus seinem Neste herab wie eine Hafergarbe.

Lautes Gelächter unterbrach den Erzähler, „der gute Ilija thut zu außerordentliche Thaten,“ rief der Freiherr und lachte unwillkürlich mit, „wahr ist es, was Sie vorhin über

die Sagen bemerkten, sie charakterisiren die Bewohner des Landes, in deren Munde sie fortleben. Furcht vor körperlicher Stärke, Schlägerei, Lust am Schmause, wie wir in diesen Mährchen finden, charakterisirt den Russen. Und wie treuherzig glaubt er diese wundersamen Begebenheiten, ich bin gewiß, ein ächter Russe hört mit offenem Munde von dem räuberischen, tödtlichen Pfeifen des Räubers Nachtigall — der doch wohl einen andern Ton hatte, als diese Sängerin — und zweifelt nicht im Geringsten an der Wahrheit dieser Geschichte."

"Gewiß," sagte die Freifrau, durch ihres Gemahles Heiterkeit froher gestimmt, „gewiß begegnet dem guten Museromer noch Mancherlei, was andern ehrlichen Leuten nicht geschieht und es sollte mich sehr wundern, wenn er nicht einen Schatz fände oder einen Becher, welcher nie leer von Brantwein würde, so oft er ihn auch an seine Lippen setzte."

Der Freiherr hatte die Rede seiner Gemahlin überhört, sein Auge richtete sich unverwandt auf die Uhr und als der Weiser auf Zwölf stand, verließ er stumm und hastig das Gemach.

Niemand wagte es, ihm zu folgen, still weinend verschwand die Frau vom Hause durch eine Seitenthüre und Alma, flüchtig gute Nacht wünschend, folgte ihr.

Franz und Eduard scheuten sich, das ernste Nachsinnen des Caplans durch eine Frage zu unterbrechen und so blieb für diese Nacht das Mährlein unbeendet.

V i e r t e N a c h t .

Der Freiherr war den ganzen Tag mit Franz auf der Jagd gewesen, Eduard hatte sich mit der Bibliothek beschäftigt, den Caplan hatten Amtsgeschäfte fern gehalten und so versammelten sich die Bewohner des Schlosses Kunsitten den nächsten Abend später als gewöhnlich im Saale.

Alma erröthete leicht, als Franz eintrat und erfreute ihn dadurch so sehr, daß er des Märchens ganz vergaß, obgleich er sich vorgenommen hatte, seinen Freund laut um die Fortsetzung desselben zu bitten, um den Freiherrn dadurch aufzuheitern.

Endlich, nachdem verschiedene andere Gespräche die Gesellschaft unterhalten hatten, brachte es die Freifrau in Anregung und Eduard fuhr fort:

Wir haben den Räuber Nachtigall wie eine Hafergarbe aus seinem Neste fallen sehen und wenden uns nun zu dem überaus tapferen Ilija.

Ilija, der Muromer, nahm den Räuber Nachtigall, band ihn fest an seinen Steigbügel und ritt zur berühmten Stadt Kiew.

Auf dem Wege stand der Pallast des Räubers Nachtigall und als er bei diesem vorüber ritt, sahen aus den offenen Fenstern die Töchter des Räubers. Da rief die jüngste: „dort kommt unser Vater geritten und bringt einen Bauer an seinem Steigbügel gebunden. Aber die älteste betrachtete ihn genau und fing

an bitterlich zu weinen. „Das ist nicht unser Vater! Laßt keine Schande über unsern Stamm kommen.“ —

Ihre Männer waren mächtige Ritter und hatten gute Lanzen und Rosse, sie ritten aus gegen den russischen Ritter und wollten Ilija aufspießen.

Der Räuber Nachtigall erblickte sie und sprach zu ihnen: „meine lieben Schwiegersöhne, ladet keine Schande auf euch und erzürnet nicht einen so starken Ritter, damit er euch auch nicht tödte. Bittet ihn lieber, daß er zu euch ins Haus komme und ein Glas Branntwein trinke.“

Auf ihre Bitten kehrte Ilija im Pallaste ein, ohne ihre Bosheit zu ahnen, denn die älteste Tochter hatte einen Balken an Ketten über der Thüre aufgezogen, um ihn zu erschlagen, wenn er durch das Thor ritte. Ilija aber erblickte sie über der Pforte, schlug sie mit seiner Lanze und tödtete sie.

Drauf ritt er nach Kiew und grade auf den Fürstenhof, ging in den Pallast, betete zu Gott und begrüßte den Fürsten.

Der Fürst von Kiew fragte ihn, „sage mir guter Jüngling wie Du heißest und aus welchem Reiche Du bist?“

„Ich werde Iliuschka genannt, gnädiger Herr und nach dem Vater Iwanow, und bin gebürtig aus dem Kirchdorfe Karatscharowa der Stadt Murom.“

Der Fürst fragte ihn darauf, welchen Weg er geritten sey. „Aus Murom bin ich nach Tschernigof gerit-

ten und habe bei Tschernigof ein zahlloses Heer von Ungläubigen geschlagen und die Stadt befreit; von da bin ich auf dem Wege weiter gezogen und habe den gewaltigen Helden, den Räuber Nactigall gefangen, und ihn auch mit mir, am Steigbügel gebunden, hierher gebracht."

Aber der Fürst wurde zornig und sagte: „warum betrügst Du mich?"

Als dies die Helden Alescha Papowitsch und Dobrinja Nikititsch hörten, eilten sie hinaus, um sich zu überzeugen und sie versicherten sich, daß er die Wahrheit geredet.

Da befahl der Fürst, dem guten Jüngling ein Glas Brantwein zu geben, und der Fürst hatte Lust das Pfeiffen des Räubers zu hören.

Da nahm Ilija der Muromer den Fürsten und die Fürstin mit in seinen Zobelpelz unter seine Arme, und befahl dem Räuber Nactigall halblaut zu pfeifen; aber er pfiff ganz laut und betäubte alle Ritter, daß sie zu Boden stürzten.

Darüber wurde Ilija der Muromer so aufgebracht, daß er ihn auf der Stelle tödtete.

Dann machte er mit Dobrinja Nikititsch brüderliche Freundschaft. Sie sattelten ihre guten Rosse, ritten hinweg und zogen drei Monate umher, ohne einen Gegner zu finden.

Da trafen sie einen Krüpel, sein Bettlermantel war fünfzig Pud schwer, sein Hut wog neun Pud und

sein Krückenstock war eine Klafter lang. Da begann Ilija der Muromer auf ihn loszusprengen, um an ihn seine Heldenkraft zu versuchen, aber der Krüpel sprach zu ihm: „Ach Ilija Muromer, Erinnerst Du dich nicht mehr, wie wir in der Schule zusammen lesen lernten, und jetzt willst Du einen Krüpel anfallen wie einen Feind?“

Und weißt Du denn nicht, daß in der berühmten Stadt Kiew großes Elend herrscht? Ein unglaublicher gewaltiger Ritter, ein gottloser Götzendiener ist dahin gekommen, sein Kopf ist so groß, wie ein Bierkessel, seine Augenbraunen sind eine Spanne von einander, und in den Schultern mißt er eine Klafter. Er frist einen Ochsen auf ein Mal und trinkt einen Kessel voll Bier dazu aus. Der Fürst ist sehr betrübt über Deine Abwesenheit.“

Und Ilija, der Muromer, zog die Kleider des Krüpels an, eilt nach Kiew, ging gerade auf den Fürstenhof und schrie mit seiner Ritterstimme: „He da, Fürst von Kiew, schicke dem Krüppel ein Almosen.“

Als ihn der Fürst erblickte, sprach er: „Komm in meinen Pallast, ich will Dir zu essen und zu trinken geben und dich mit Golde beschenken auf deinen Weg.“

Da trat der Krüppel in das Zimmer und setzte sich an den Ofen. Hier saß auch der Götzendiener und verlangte zu essen. Da brachte man ihm einen ganzen gebratenen Ochsen, und er fraß ihn sammt den Knochen auf.

Dann verlangte er zu trinken und sieben und zwanzig Menschen brachten einen Kessel voll Bier. Da nahm er ihn am Henkel und lehrte ihn bis auf den Grund. Darauf sprach Ilija der Muromer: „Mein Vater hatte eine gefräßige Stute, die verzehrte so viel, daß sie verreckte.“ Da ergrimmete der Götzendiener und sprach: Was bindest du mit mir an, du armer Krüppel? Du bist für mich nichts: ich setze dich auf die flache Hand und drücke mit der andern, so wird es nur feucht sein. Ihr habt einen großen Helden gehabt: Ilija den Muromer, mit dem möchte ich einen Kampf bestehen.“

„Hier ist er“ sprach dieser, nahm seinen Hut ab schlug ihn damit an den Kopf, nicht zu sehr, aber doch so, daß der Kopf die Mauer des Schlosses durchstieß. Ilija nahm dann auch den Rumpf und warf ihn auf den Hof. Dafür belohnte ihn der Fürst reichlich und behielt ihn an seinem Hofe als den ersten und gewaltigsten Ritter.

Hier schloß der Erzähler, die Uhr schlug halb Eins und alle begaben sich zur Ruhe.

F ü n f t e N a c h t .

„Es muß ein eigner Zauber in den Mährchen und Erzählungen liegen, daß Kinder und Greise, Einfache und

Geistreiche, Frohe und Betrübte sie so gern haben. —“ bemerkte der Caplan den nächsten Abend.

„Ich gönnte dem Helden Ilija einen noch viel höhern Lohn,“ sprach Alma.

„Vielleicht die Hand des schönsten Fürstenkindes!“ fragte Eduard.

Sie erröthete und sagte: „Krone und Reich.“

„Gewiß,“ äußerte Eduard, „fühlt sich bei Anhörung dieses Märchens ein Russe in seine Heimath versetzt.“ Der Caplan seufzte, lächelte und sprach: „mir ist heute eine alte Sage aus meiner Vaterstadt eingefallen und sogleich befand ich mich in Augsburg, ja, wer Augsburg nie sah, wird sich beim Anhören in eine alte Stadt mit hohen Gebäuden, spitzen Giebelhäusern und Kirchen versetzt glauben.“

„Sie werden jetzt glauben in ein Dachstübchen zu schauen, wo der Sprengkessel mit geweihtem Wasser an der Wand hängt, blankes Zinn vom Schranke schaut, die Sonne auf die Rothen strahlt und nun sehen Sie ein altes Mütterlein geschäftig herumtrippeln, ein junges holdes Mädchen die Spinzel drehen, es pocht, sie erröthet und herein tritt schüchtern der ehrliche Freier.“ „Ja, es giebt solche Stübchen, solche Mädchen!“ rief der Freiherr und sein starres Auge füllte sich mit Thränen! „Erzählen Sie, Freund, sprechen Sie!“

Mit Wärme drückte Runsitten des Freundes Hand, dieser sah ihn heimlich scharf an und erzählte:

Das Eisengitter zu Augsburg.

Vor dreihundert Jahren lebte zu Augsburg ein hübscher Schlossergesell Namens Willibald, welcher von seinem Meister wegen seiner Geschicklichkeit und seinem Fleiße hochgehalten und von seinen Nebengesellen wegen seiner Munterkeit und Dienstfertigkeit sehr geliebt wurde.

Sein Meister, der Fleiß und ein aufrichtiges Gemüth höher denn Geld und Gut schätzte, hätte ihm seine einzige Tochter Lisbetha sicher zum Weibe gegeben, wenn Willibald sich nur um sie bemüht hätte, aber anbieten wollte der Vater seine Tochter nicht und der junge Bursche war gegen die Jungfrau so höflich und kalt, daß man deutlich merkte, er liebe sie nicht.

Dies ging sehr natürlich zu. Willibalden gegenüber unter dem Dache wohnte Frau Martha, eine ehrbare Wittwe, nach deren Gemache der junge Gesell oft schaute. Nun galt dies freilich nicht der sechzigjährigen Wittib, sondern ihrer sechzehnjährigen Muhme; der blonden Jungfer Helene, welche durch ihre Lieblichkeit den jungen Burschen angezogen und durch ihre Tugenden gefesselt hatte.

Immer sah Willibald Helenen nett und sauber gekleidet, fleißig drehte sie die Spindel, sang mit sanfter Stimme ein frommes Lied dazu und pflegte die alte Muhme treulich und unverdrossen. Dafür war auch Helene Mutter Marthens Herzblatt und täglich betete

sie inbrünstig für deren Wohl zu den lieben Heiligen und flehte sie an, ihrer Muhme einen braven und freundlichen und — könne es seyn — recht wohlhabenden Mann zu beschenken.

Dieser Wunsch schien sich bald zur Hälfte zu erfüllen; Willibald hatte gar große Lust die Jungfer Helene zum Ehegespons zu erwählen und war er auch nicht reich, so war er doch brav und freundlich und überall wohlgelitten. Die Wohlhabenheit, sagte er sich zum Troste, wenn er an Helene dachte, geht ja immer mit dem Fleiße Hand in Hand und sie, die jetzt so still und thätig lebt, wird mir schon sparen helfen.

Lange trachtete er vergebens mit Frau Marthen bekannt zu werden, denn sie gestattete keinem jungen Burschen den Zutritt bei sich, endlich glückte es ihm aber doch; als es eines Tages glatteisete und Frau Marthe mit wankenden Schritten aus der Kirche ihrer Wohnung zuging, bot Willibald sich bescheiden und höflich zu ihrem Führer an. Sie wies ihn nicht zurück und lud ihn sogar ein, mit hinauf in ihr Stübchen zu gehen und eine Schale Warmbier mit ihr zu trinken, welches Helene bereitet hatte.

Wer war glücklicher als Willibald. Von diesem Tage an wurde ihm gestattet von Zeit zu Zeit Frau Marthe zu besuchen; er machte sich die Erlaubniß zu Nuze und kam oft und immer öfterer, endlich entdeckte er der Muhme sein Herz und diese erwiderte: „Lieber junger Gesell, ich bin Euch herzlich zugethan

und glaube, daß Helene gar gern Eure Hausfrau werden möchte, aber Ihr seyd arm, ich kann Helenen auch nichts als ein Bißchen Wäsche geben und Meister müßt Ihr doch seyn. Mit Schulden anfangen thut nimmer gut, spart Euch also dreißig Goldgülden, so viel gehört, wie ich weiß, zum Anfange, und dann kommt und holt Euch die Braut mit meinem besten Segen."

Willibald machte einen Freudensprung. Wie wollte er nun arbeiten und sparen. Helene kam auch hinzu, erröthend erwiederte sie auf seine Fragen, daß sie Glück und Leid mit ihm theilen und die Spindel von nun an noch rascher drehen wolle, um sobald als möglich einige Goldgülden zu seinem Erworbenen zu legen.

Von nun an sahen sich die Liebenden seltner, denn Beide arbeiteten fleißiger noch als früher, nur des Sonntags Abends kam Willibald in Frau Marthens Stüblein und brachte seine Sparbüchse mit. Beide zählten dann ihren kleinen Reichthum, der alle Wochen wuchs und ehe achtzehn Monate um waren, hatten sie schon fünf und zwanzig Goldgülden sich erworben und abgespart.

Zu dieser Zeit wurde die Muhme Marthe von einem bösen Sticthusten befallen und der Meister (Arzt) meinte, er könne sie nicht davon befreien, wenn sie nicht aus ihrem engen Gäßchen hinaus in die frische Luft zöge. Die Frau entschloß sich endlich seinem Rathe zu folgen, sie miethete sich in einem, eine Stunde

von Augsburg entfernten Bauernhäuschen ein und bezog es mit Helenen.

Willibald wollte verzweifeln, daß sein Liebchen so weit von ihm zog, aber er liebte sie nun noch mehr, denn von Anbeginn der Welt ist das Sprüchlein wahr geworden: „je ferner die Liebste ist, desto lieber der Gang.“

Alle Sonntage ging er mit rüstigen Schritten hinaus zu Helenen, die Base erholte sich von Tage zu Tage und vergnügt saß das Pärchen in der Bohnenlaube und zählte seinen Schatz.

Eines Tages, als Willibald sich dem Häuschen näherte, kam ihm Helene mit rothgeweinten Augen entgegen und rief schluchzend: „Ach Willibald! Willibald, das Unglück!“

„So weißt Du es schon?“ sprach er mit bebender Stimme.

„Was denn?“ fragte schnell Helene.

„Daß ich heute früh meine Sparbüchse nicht fand, die mir ein böser Mensch gestohlen haben muß, denn alles Suchen und Nachforschen war vergebens.“

„Ach, ach!“ jammerte Helene, „so bricht denn alles Unglück auf einmal über uns herein, denke, heute morgen ist ein reicher Herr in unsre Hütte gekommen. Er bat um einen Trunk Wasser und als er mich sah, gefiel ich ihm leider im ersten Augenblicke so, daß er mich auf der Stelle zum Weibe begehrte. Er ist ein reicher Kaufherr, Namens Werner, aus Ulm, jetzt sitzt er im Gemache bei der Base bei einem Fläschchen Wein

und spricht von seinem schönen Hause, seinen Goldgülden, und sein Knecht, der hinter dem Ofen sitzt, bejaht jedes seiner Worte. Doch sey nur getrost, mein Willibald, die Base mag sagen, was sie will, ich will eher sterben, als von Dir lassen."

Indem kam die Base aus dem Hause, gebot Helenen, sogleich in das Zimmer zu dem Fremden zu gehen und sagte zu Willibald mit verlegener Höflichkeit: „Junger Gesell, ich komme zu Euch heraus, denn es dürfte leicht besser seyn, wenn Ihr heute nicht in mein Gemach kämet. Ein reicher Mann wirbt um Helenen, von mir und meinem einsamen Alter spreche ich gar nicht, auch will ich ja gern Noth leiden, aber sagt selbst, was könnt Ihr Helenen bieten? Wollt Ihr das arme Kind in Noth und Elend stürzen, während sie im Glücke und Ueberflusse leben könnte?"

„Schon gut, schon gut, Frau Martha!" rief Willibald, im Innersten getroffen, „ich will Euch nichts in Euern Handel reden, ob Ihr einem ehrlichen Burtschen das Herz brecht, ist Euch gleich!"

„Willibald!" rief mitleidig Frau Martha, „so hört doch," aber schon war der hitzige Gesell verschwunden, einem Schattenbilde gleich, von dem weder etwas zu sehen noch zu hören war.

Der Verzweiflung nahe irrte der Unglückliche im Felde umher, je dunkler es um ihn her wurde, desto düsterer wurde es in seinem Gemüthe. Er dachte sich

Helenen neben dem reichen Freier und knirschte mit den Zähnen.

Schon rückte Mitternacht heran und noch dachte er nicht daran seine Wohnung zu suchen.

Ohne auf den Weg zu sehen war er weiter geschritten und bemerkte jetzt, daß er sich auf dem Kirchhofe zu Augsburg befand. „Da gehen sie in das Gotteshaus und beten!“ rief er hohnlachend — „hab' ich nicht auch gebetet, gearbeitet, gespart, hat je eine Sünde mein Herz befleckt und was ist mein Lohn? Helene ist mir verloren, kein Gebet giebt sie mir; so wollt' ich mich denn dem Bösen verschreiben und der Seine seyn, würde Helene dafür mein Weib!

Ein heiseres Gelächter ertönte neben ihm, er blickte auf und vor ihm stand der Gerufene mit Hörnern und Pferdefuß. „Da bin ich!“ sprach Satanas, „ich weiß, was Du begehrt und bin bereit, Dir zu dienen für einen Gegendienst.“

„Nenne ihn mir!“ rief hastig Willibald, obgleich er vor Furcht zitterte.

„Du bist,“ fuhr der Teufel fort, „wie ich weiß, ein tüchtiger Schlosser, so folge mir denn, ich will Dir eine Stelle zeigen, wo einer, der mir gehört, begraben liegt, um dessen Grab sollst Du mir ein eisernes Geländer fertigen und dafür Dein Liebchen in die Brautkammer führen.“

„Wenn Ihr weiter nichts verlangt, das bin ich gern zufrieden.“

„Oho, juble nicht zu früh, merke Dir dies, Du hast nur eine Stunde Zeit, um Zwölf sollst Du anfangen und mit dem Schläge Eins muß das Geländer fertig seyn. Bist Du fertig, hab' ich keinen Theil an Dir, bist Du es nicht, so nenn' ich Dich mein für immer.“

Willibald schwankte einen Augenblick, der Wunsch, Helenen zu besitzen, siegte über Furcht und Frömmigkeit. „Es sey!“ rief er aus und folgte dem Bösen, der vor ihm her hinkte, jetzt bei einem unscheinbaren Grabe stehen blieb und mit den Worten: „nun spüte Dich Gesell!“ verschwand.

Als bald stieg ein lustiges Feuer aus der Erde heraus, Eisen und Handwerkszeug lag dabei und Willibald, auf die Glocke, die eben Zwölf schlug, hörend, begann mit Eifer die Arbeit. Waldvögel setzten sich hin zu ihm und Ragen mit leuchtenden Augen, zwischen durch vernahm er Hohngelächter und Sturmesgeheul, aber er schaute sich nicht um und arbeitete fort. Die Arbeit wuchs unter seinen Händen, schon glaubte er sich dem Ziele nahe, nur eine Schraube fehlte noch, da schlug es Eins. Bewußtlos sank Willibald zu Boden.

Gegen Morgen erwachte er, Alles dünkte ihm ein wüster Traum, doch ein Blick auf das fertige Gitter überzeugte ihn, daß er wirklich diese Arbeit vollbracht. Das Handwerkszeug war verschwunden.

Müde, voll Schaam und Reue eilte er dem Gotteshause zu und flehte inbrünstig zu Gott um Vergebung für seine schwere Sünde. Unter dem Gebete ward ihm

leichter um das Herz, zu arbeiten vermocht' er heute nicht und trostbedürftig trat er langsam den Weg zu Helenen's Häuschen an.

Wie gestern, kam sie ihm schon von weitem entgegen, fiel ihm um den Hals und weinte bitterlich.

„Dießmal,“ begann sie, „weine ich vor Freuden. Als Du gestern fort warst, schlich ich mich in der Dämmerung aus dem Zimmer, um hier in dem kleinen Gärtchen ungestört weinen zu können. Wie ich so betrübt da saß, kam ein freundliches Mütterchen, das fast an Zügen meiner verstorbenen Mutter glich. Sie sah mich mit unendlicher Liebe an und sagte: „weine nicht, mein Kind, aber bete, bete, Deinem Liebsten droht große Gefahr.““ Ich dankte ihr für den Rath und brach die schönsten Blumen für sie ab, sie aber nahm ein Sträußlein Tausendgüldenkraut von der Brust, reichte es mir mit den Worten: „verwahre es wohl in Deiner Lade““ und verschwand, ehe ich ihr danken konnte.“

„Das Sträußchen verwahrte ich und durchwachte dann die ganze Nacht im Gebete für Dich.“

„Früh wollte der Freier, der im nahen Wirthshause übernachtet hatte, Bescheid haben, da faßte ich mir ein Herz und sagte: „Nein!““

„Die Base wollte Einwendungen machen, aber der Kaufherr, durch mein Nein erzürnt, stieg auf sein Roß und ritt davon mit seinem Knechte.“

„Und als ich nun die Lade öffnete, fand ich an

zweihundert Goldgülden. Ich erzählte der Base Alles und sie segnete uns."

Stumm hatte Willibald zugehört, er vermochte sein Glück nicht zu fassen. Die Base kam herbei und der Hochzeittag ward festgesetzt.

Bevor aber Willibald sein Meisterstück machte und sich trauen ließ, beichtete er einem Priester sein Vergehen und ließ sich strenge Buße auferlegen, die er treulich erfüllte.

Willibald und Helene wurden ein Paar, sie pflegten die alte Ruhme, erinnerten sich dankbar des freundlichen Mütterchens und führten ein stilles, gottesfürchtiges Leben. Das Eisengitter auf dem Kirchhofe zu Augsburg aber wird bewundert bis auf den heutigen Tag, schon mancher tüchtige Schlosser hat versucht, die fehlende Schraube zu fertigen, aber Keinem ist eine passende gelungen, so daß sie bis jetzt noch immer fehlt.

„Sehr gut!“ rief der Freiherr mit seltsamer Hast, indem er sich erhob — „sehr gut! eine ungelöste Aufgabe. — Pah! wer mag alles vollbringen, was er soll, gleichviel, Gutes oder Böses? — Gute Nacht, geht zur Ruhe — zur Ruhe.“ — Er verließ eilig das Gemach, der Caplan folgte ihm.

Sechste Nacht.

Franz und der Caplan trafen sich am nächsten Morgen im Schloßgarten, dessen spärliche Blumen mit der Gegend im Einklange standen.

„Haben Sie bemerkt,“ redete er den Caplan an, „wie aufmerksam der Freiherr gestern auf Ihre Erzählung hörte? Sogar die zwölfte Stunde vergaß er und ich möchte fast glauben, daß er während seines Aufenthaltes im Auslande ein Helenen ähnliches Mädchen gekannt und geliebt habe, der Stand hat sie vielleicht von ihm getrennt.“

„Ueber Standesvorurtheile ist der Freiherr hinweg, dies hätte ihn nicht gehindert, ihr die Hand zu bieten,“ sagte der Caplan, „auch war er früher heitrer und unglückliche Liebe allein beugt einen Mann, wie den Freiherrn, nicht so tief nieder. Den Verlust eines solchen Glückes, mein junger Freund, meint man nicht zu überleben, zählt man zwanzig Jahre und zwanzig Jahre später ist er längst verschmerzt.“

Franz schüttelte ungläubig das Haupt. Indem trat die Freifrau zu ihnen, sie berichtete, wie ihr Gatte jetzt schon anfange sich auf die Nächte am Kamine zu freuen und bat Franz für diese ein recht anmuthiges Mährlein in Bereitschaft zu halten.

Franz hatte sich bestrebt, dem Wunsche der Dame nachzukommen und erzählte, als die bestimmte Stunde gekommen war:

Die Elbjungfer.

Wer vor mehr denn hundert Jahren zur Zeit des Wochenmarktes auf den Magdeburger Marktplatz ging, begegnete jedesmal einer Jungfrau, die sich vor allen andern auszeichnete, obgleich ihr Anzug ganz einfach und bürgerlich und ihr Wesen sittig und still war.

Ihr Wuchs war tadellos, ihr Antlitz von besonderer klarer Farbe, ihr Auge wasserblau, ihr reiches Haar vom schönsten Blond, doch behaupteten Manche, es spiele in's Grünliche.

Sie trug stets ein zierliches von Weidenruthen geflechtes Körbchen und der eine Zipfel ihrer blendend weißen Schürze war immer naß.

Mancher schaute ihr sehnfüchtig nach und wünschte sich diese holdselige Jungfrau zur Hausfrau, aber Keiner getraute es sich, sie anzureden, denn in ihrem Wesen lag so viel Stolz und Zurückhaltung, daß Jeder ihr ehrerbietig auswich. Heimlich flüsterten die Leute einander zu, die Jungfrau steige des Morgens im Zwielficht aus den Fluthen der Elbe empor, sie gehöre zum Geschlechte der Wassergeister, weil aber ihre Mutter einst eine Liebschaft mit einem schönen Rittersmann gehabt, sehne auch die Jungfrau sich hinauf auf die grüne Erde.

Nun begab es sich, daß sich ein junger Gesell sterblich in die Elbjungfer verliebte, er ging ihr auf allen Tritten und Schritten nach und traf sie endlich an einem

schönen Frühlingsabende am Ufer der Elbe, wie sie eben im Begriff war, in den Strom hinab zu springen.

Er warf sich ihr zu Füßen, beschwor sie ihm Gehör zu schenken, gestand ihr seine Liebe und flehte so innig um ihre Gegenliebe, daß sie gerührt davon wurde und ihm sagte: „Junger Gesell, Deine Liebe rührt mich, aber die Deine zu seyn, steht nicht in meiner Gewalt. Ich will hinab in den Strom und bei meinen Brüdern fragen, ob ich Dein Ehegemahl werden darf. Verweile Du indessen hier, erscheint ein Teller mit einem Apfel auf der Oberfläche des Stromes, so bin ich die Deine, dann springe festlich hinab zu mir; zeigt sich Dir etwas andres, so entweiche schnell.“ Und eilends sprang sie hinab.

Der Gesell schaute unverwandten Blickes ihr nach und alsbald sprang ein Strom Blut aus der Tiefe des Stromes empor und die Stimme der Jungfer klagte: „weh, weh, meine Brüder ermorden mich!“

Da stürzte der Gesell wie wahnsinnig fort und rannte sich den Stahl in die Brust.

Unbeweglich hatte der Freiherr zugehört, ein tiefer Seufzer entschlüpfte seinen Lippen und leise betete er: „Vater Unser, der Du bist im Himmel.“

Alma weinte und die Freifrau sprach: „Unzähligemal auf die verschiedenartigste Weise ist schon die Liebe der Menschen zu Geistern und besonders zu den Bewohnerinnen des Meeres erzählt worden, und doch behält die hundertste Er-

gählung dieser Art den Reiz, den die erste für uns hatte, wir ahnen im Voraus ein schauriges Ende und doch glaub' ich, erschiene ein solches Weib, auch Männer unsrer Zeit würden ihm nicht widerstehen."

"Ich stimme Ihnen vollkommen bei, gnädige Frau," sagte Eduard, „und will Ihnen morgen Nacht eine Begebenheit erzählen, die ich aus dem Munde meines wahrheitsliebenden Vaters weiß, ja die ihm selbst wiederfahren ist."

Die ganze Gesellschaft freute sich über dieses Versprechen und als in der nächsten Nacht die Zuhörer zum Anhören gestimmt waren, begann Eduard:

S i e b e n t e N a c h t.

Mein Vater besaß auf seinen Gütern viele Teiche, und die silberne, an unserm Stammschlosse vorüber rauschende Donau führt allerlei Fische mit sich, die man weit und breit als vorzüglich rühmt. Als Knabe liebte er es, angeln zu gehen und badete sich in den klaren Wellen so oft und unbesorgt, daß seine Mutter ihm oft zurief: „warte nur, Konrad, die Nixe wird Dich noch hineinziehen."

Nun wünschte er sehnlichst zu wissen: wie die Donaunixe aussähe, aber da sie Niemand geschaut, konnte

er auch keine deutliche Beschreibung von ihr erhalten. Nach Einigen sollte sie hoch und schlank seyn und einen blauen mit Sternen gestickten Mantel tragen, nach Andern fein und zierlich, wenig größer als ein Kind, sich in einem meergrünen Gewande zeigen. Dieser beschrieb sie wohlthätig und voll gutmüthiger Schelmerei, Jener schilderte sie zärtlich, aber auch sehr eifersüchtig.

Mein Vater weilte, um sie nur einmal zu erblicken, oft Stundenlang an der Donau, immer vergebens.

Endlich gedachte er, des Harrens müde, gar nicht mehr an sie, er ging auf Reisen, kehrte nach einigen Jahren zurück und beschäftigte sich mit ganz andern Plänen, als mit dem, die Nixe zu sehen. Eines Tages ging er am Strome vorbei, die Hitze war drückend, er legte sich in das Ufergras und erwartete die Kühle, welche mit der Dämmerung einzutreten pflegt.

Da theilten sich die Wellen und herauf an das Ufer stieg eine hohe, schlanke Frau mit blauen Augen, sie trug einen Kranz von Wasserlilien auf den blonden Locken, legte ihn meinem Vater auf die rechte Hand und sprach: „willst Du mein seyn in treuer Liebe, so behalte den Kranz bei Dir und verwahre ihn gut, wo nicht, so wirf ihn in die Fluth.“

Mein Vater würde die ganze Erscheinung für einen Traum gehalten haben, wenn er nicht wirklich bei seinem Erwachen einen Kranz von Seelilien in seiner Hand erblickt hätte.

Unschlüssig, ob er ihn mit sich nehmen oder in die

Donau werfen sollte; betrachtete er ihn lange, endlich sahen ihm die Blumen an wie schöne Augen, er nahm ihn mit sich und verwahrte ihn in einem schönen Schranke.

Alle Abende um dieselbe Zeit fühlte mein Vater von nun an eine gewisse Müdigkeit und jedesmal erschien ihm im Traume das Bild der schönen Nixe.

So entschwand ein Jahr, mein Vater vermählte sich dem Wunsche seiner Aeltern gemäß mit meiner Mutter, welche er wegen ihren Tugenden achtete, ohne sie zu lieben, denn sein Herz war einzig von der holden Erscheinung erfüllt.

Von nun an erschien die Nixe meinem Vater stets mit verhülltem Antlitz und auch seltner, so daß mein Vater ganz traurig darüber wurde.

Eines Tages, als er sich am Ufer der Donau befand, hörte er es plätschern in den Wellen, er sah hin, ein weißer Seelilienkranz schwebte über ihnen und versank.

Als er nach Hause kam, war sein Erstes nach dem Schranke zu gehen und den Kranz zu suchen.

Meine Mutter sagte ganz unbefangen, daß sie diesen Nachmittag beim Aufräumen des Schrankes den verwelkten Kranz gefunden und in die unter dem Fenster vorbeifließende Donau geworfen habe.

Seit jener Zeit erschien die Nixe meinem Vater nicht mehr, er fand meine Mutter täglich reizender und trug nun all die Liebe, welche er für die schöne Nymphe empfunden hatte, auf sie über, so daß ihre Ehe vollkommen glücklich und zufrieden war.

Verschiedenartige Geschäfte hatten den Caplan auf mehrere Tage fern gehalten.

Eduard und Franz sprachen sich selten, Eduard weilte viel in der Bibliothek, Franz schweifte in der Gegend umher, auch hielt ein gewisses Etwas, über welches Beide sich nicht genaue Rechenschaft ablegen konnten oder wollten, sie fern.

Als der Caplan zurückkehrte, vernahm er zu seiner Freude, daß die nächtlichen Wanderungen des Freiherrn immer seltner geworden und daß er ein eifriger Zuhörer der Mährchen und Sagen sey.

Er hatte sich in freien Stunden die Mittheilungen der Freunde in ein zierliches Buch geschrieben, ein Gleiches hatte Eduard gethan und von diesem lieh er jetzt das Manuscript der Sagen, welche während seiner Abwesenheit erzählt worden waren und die wir hier ohne Unterbrechung der Reihe nach niederschreiben.

Achte Nacht.

Die Geschichte von den drei Brodchen.

Vor dreihundert Jahren lebte in Schwaben ein Herr von Bomsen, welcher zwar ein schönes Schloß und große Wiesen, Felder und Waldungen, aber auch

viel, sehr viel Schulden hatte. Seine Vorfahren hatten Alles vergeudet und der arme Nachkomme mußte dafür büßen, denn der Fleiß und die Ordnungsliebe von ihm und seiner Hausfrau vermochten nicht dem Uebelstande abzuhelfen. Eben war der letzte Gulden ausgegeben, die Hausfrau war von einem kleinen Töchterlein entbunden und lag trübsinnig im Bette.

Der Herr von Bomsen saß in seinem Zimmer und sann auf Hülfe, von Zeit zu Zeit auf seine drei schlafenden Knaben schauend, die Wöchnerin befand sich mit dem Neugeborenen allein.

Da schlug die Glocke zwölfmal um Mitternacht. Ein leises Geräusch veranlaßte Frau von Bomsen nach dem Ofen zu schauen, und siehe, aus einer Mauerspalte unter dem Ofen hervor, kam ein kleiner, zierlicher Mann im Feststaate, einen Blumenstrauß im Knopfloch, wie ein Hochzeitbitter. Dem Männlein folgte ein kleines Brautpaar und diesem ein Zug gepufter Gäste, auch Musikanten, die ganz artig fiedelten und bliesen. Eine jede Person war nicht größer, als ein Daumen.

Jetzt näherte sich der Hochzeitbitter dem Bette der Wöchnerin und sagte, als er bemerkte, daß ihr ängstlich zu Muth war.

„Laßt Euch nicht bange seyn, edle Frau, wir sind keine bösen Geister und thun Euch und Euerm Kindlein kein Leid. Wir wohnen im Schloßberge und kommen selten auf die Erde herauf. Erlaubet uns, unser Hochzeitfest hier zu halten, wir wollen Euch nicht stören.“

Die Frau, welche von Natur wohlwollend war, nickte mit dem Kopfe und sprach: „thuet also, doch wecket mir nicht das Kindlein.“

Und die kleinen Männlein und Weiblein brachten Tische, Stühle, Speise und Trank, machten sich lustig und waren fröhlich.

Und als das Mahl beendet war, kam der Hochzeitbitter wieder an das Bette und sprach: „wir danken Euch edle Frau für Eure Gunst, insonderheit das Brautpaar, es sendet Euch diese drei Brodchen und bittet Euch: sie wohl zu verwahren, es wird Euch und Euern Kindeskindern zu Gute kommen, denn so lange Ihr die Brode habt, wird das Geschlecht der von Bomsen grünen und blühen.“

Hierauf legte das Männlein drei Brodchen, jedes von der Größe eines Pflaumenkernes auf das Deckebette der Wöchnerin, verneigte sich zierlich und verschwand und die andern Männlein und Weiblein folgten ihm.

Am Morgen erzählte Frau von Bomsen ihrem Gemahl den Vorgang und übergab ihm die drei Brodchen, welche er sogleich, um sie recht gut zu verwahren, nebst einem Pergamenttäfelchen, wo die Begebenheit darauf verzeichnet war, in den Schloßthurm einmauern ließ.

Denselben Tag ging eine längst verloren geglaubte Schuld ein, auch die Erndte war dies Jahr reichlich und das Wild im Walde, das Vieh in den Ställen vermehrte sich und gedieh.

Ueber zweihundert Jahre grünte und blühte das Geschlecht von Bomsen; vor ungefähr achtzig Jahren schlug der Blitz in den Schloßthurm, man fand unter dem Schutte drei Brodchen und das Pergament. Einer der Familie nahm ein Brodchen mit sich und verwahrte es wohl. Zwei andere dieses Geschlechts ließen die andern liegen. Deshalb starben zwei Linien aus und die eine blüht und grünt noch fort.

N e u n t e N a c h t .

Der ewige Jäger.

Graf Eberhard von Württemberg ritt eines Tages allein in den dunkeln Forst hinaus und wollte zu seiner Lust jagen. Plötzlich hörte er ein starkes Brausen und Lärmen, als ob ein Waidmann vorüber käme. Bald darauf gewahrte er auch einen solchen, auf solchem Rosse neben sich; er erschrak heftig und fragte, nachdem er vom Rosse gestiegen war, den Jäger: ob er gekommen sey, ihm etwas Uebles zuzufügen?

„Nein,“ sprach die Gestalt, „ich bin gleich Dir ein Mensch und stehe vor Dir ganz allein; vordem war ich ein reicher, mächtiger Herr. Die Jagd ging mir über Alles, so daß ich Weib und Kind, ja sogar Gott darüber vergaß.

Einst jagte ich des Sonntags am Gotteshause vorbei und störte die Leute in ihrer Andacht, da kam ein frommer Priester des Weges daher und sprach: „Herr, werdet Ihr denn ewig jagen?“

„Bis zum jüngsten Tage,“ sprach ich festlich, „ja bis zum jüngsten Tage, so es Gott gefällt.“

„Mein Wunsch wurde leider erfüllt und schon fünftehalbhundert Jahre jage ich einen und denselben Hirsch.“

„Und kann ich Dich nicht erlösen? Nenne mir Deinen Namen, damit ich Deine Nachkommen heiße für Dich beten.“

„Mein Geschlecht und mein Adel sind noch Niemand offenbart worden,“ versetzte der Jäger.

Graf Eberhard sprach: „zeig’ mir Dein Angesicht.“

Da entblößte sich der Geist, sein Antlitz war kaum faustgroß und ganz verdorrt.

Der Jäger ritt drauf dem Hirsche nach und verschwand, der Graf betete ein Ave und ritt heim in sein Land.

Zehnte Nacht.

Der Tod des Erstgeborenen.

Vor alten Zeiten lebte in Italien ein reicher angesehener Graf, Namens Frangipani, welcher eine schöne Gemahlin hatte, die er über Alles liebte, kurz es fehlte zu seinem Glücke nichts als ein Kind. Die Gräfin unterließ auch nicht, fleißig zu beten und Wallfahrten anzustellen, und siehe, der Himmel erfüllte ihren Wunsch, sie hoffte auf einen Erben.

Nun wünschte sich der Graf einen Sohn und auch diese Bitte zu Gott ward ihm gewährt und ein wunderschönes Knäblein geboren.

Bevor aber das Kind zwölf Tage alt wurde, fand man es des Morgens bei der Amme todt im Bette. Man verdachte sie, es mit Vorsatz gethan zu haben und obgleich sie hoch und theuer ihre Unschuld beschwor, ruhete der Graf doch nicht, bis sie zum Tode verurtheilt wurde.

Als die Amme nun niederkniete und den Todesstreich empfangen sollte, sprach sie noch einmal: „ich bin so gewiß unschuldig, als in Zukunft jedesmal der Erstgeborene dieses Geschlechtes sterben wird.“

Nachdem sie dieses gesprochen, flog eine weiße Taube über ihr Haupt hin, darauf ward sie gerichtet.

Die Weissagung betrübte die Gräfin sehr, aber ihr Gemahl schalt sie deßhalb abergläubig, sie gebar ihm noch Söhne und Töchter und Niemand gedachte mehr der hingerichteten Amme.

Fünf und zwanzig Jahre waren vergangen, als der zweite Sohn des Grafen Frangipani, welcher ein Jahr nach dem Erdrückten geboren war, seinem Vater einen Enkel brachte. Da rief der Graf frohlockend: „das Geschlecht der Frangipani stirbt nicht aus.

Aber kaum hatte der junge Sprößling das erste Lebensjahr erreicht, so starb er schnell und schmerzlos. Wieder gingen Jahre zu Jahren, der ältere Frangipani war längst todt und dessen Enkel freute sich an zwei heranblühenden Söhnen. Eines Tages brachte man den ältesten todt von der Jagd, er war vom Pferde gestürzt.

Der ältere Sohn des zweiten blieb im Kriege, der jüngere Bruder des Gebliebenen hatte zwei Söhne und sah mit Zittern der Erfüllung der unglückseligen Weissagung entgegen, um so mehr, als der älteste Sohn ein Muster ritterlicher Tugend und Kraft war, der zweite hingegen voll Habsucht und Tücke.

Der ältere Sohn starb — man sagte an Gift — der jüngere erbte die Reichthümer allein.

Er vermählte sich späterhin mit einer reichen Erbin, die ihm einen Sohn und eine Tochter gebar.

Seine Gemahlin zitterte für das Leben ihres Lieblings und ermahnte ihren hartherzigen Gemahl zur Gottesfurcht, aber statt gute Werke zu thun, beging er die

Schändlichkeit, gegen eine versprochene Summe, die er später gar nicht erhielt, Konradin von Schwaben, den letzten der Hohenstaufen, zu verrathen.

Nach Jahren ward ein jünger Mann des Hochverraths angeklagt. Frangipani, ohne seinen Namen zu wissen, gab seine Stimme, die ihm des Todes schuldig erklärte, im Rathe ab.

Die Stimmen für und wider den Angeklagten waren gleichzählig gewesen, die eine Stimme mehr, die des Frangipani hatte entschieden.

Man führte den Angeklagten herein, es war sein Sohn, der letzte Frangipani.

Elfte Nacht.

Die drei Bergleute im Kutttenberge.

In Böhmen liegt der Kutttenberg, darin arbeiteten drei Bergleute lange Jahre und verdienten damit das Nöthige für sich und ihre Frau ehrlich. Wenn sie Morgens in den Berg gingen, so nahmen sie dreierlei mit: erstens ihr Gebetbuch, zweitens ihr Licht, aber nur auf einen Tag mit Del versehen, drittens ihr Bißchen Brod, das reichte auch nur auf einen Tag. Ehe sie die Arbeit anhuben, thaten sie ihr Gebet zu Gott, daß er sie in dem Berge

bewahren möchte und darnach fingen sie getrost und fleißig an zu arbeiten.

Es trug sich zu, als sie einen Tag gearbeitet hatten und es bald Abend war, daß der Berg vorn einfiel und der Eingang verschüttet wurde. Da meinten sie begraben zu seyn und sprachen: „ach Gott! wir armen Bergleute, wir müssen nun Hungers sterben! wir haben nur einen Tag Brot zu essen und einen Tag Del auf dem Licht!“

Nun befahlen sie sich Gott und dachten bald zu sterben, doch wollten sie nicht müßig seyn, so lange sie noch Kräfte hätten, arbeiteten fort und fort und beteten.

Also geschah es, daß ihr Licht sieben Jahre fort brannte und ihr kleines Bißchen Brot, von dem sie tagtäglich aßen, ward auch nicht aufgezehrt, sondern blieb eben so groß und sie meinten, die sieben Jahre wären nur ein Tag. Doch da sie sich nicht ihr Haar schneiden und den Bart abnehmen konnten, waren diese ellenlang gewachsen.

Die Weiber hielten unterdessen ihre Männer für todt, meinten sie würden sie nimmermehr wiedersehen und dachten daran, andere zu heirathen.

Nun geschah es, daß einer von den Dreien unter der Erde so recht von Herzensgrund wünschte: ach, könnt' ich noch einmal das Tageslicht sehen; so wollt' ich gern sterben!

Der Zweite sprach: „ach könnt' ich noch einmal

mit meiner Frau zu Tische sitzen und essen, dann wollt' ich gern sterben!"

Da sprach auch der Dritte: „ach! Könnt' ich nur noch ein Jahr friedlich und vergnügt mit meiner Frau leben, so wollt' ich gern sterben!"

Wie sie das gesprochen hatten, so frachte der Berg gewaltig und übermächtig und sprang von einander, da ging der Erste hin zu der Spalte und schaute hinauf und sah den blauen Himmel und wie er sich am Tageslichte gefreut, sank er augenblicklich todt nieder.

Der Berg that sich immer mehr von einander, also daß der Riß größer ward, da arbeiteten die beiden andern fort, hackten sich Treppen, krochen hinauf und kamen endlich heraus.

Sie gingen nun fort in ihr Dorf und in ihre Häuser und suchten ihre Weiber, aber die wollten sie nicht mehr kennen.

Sie sprachen: „habt Ihr denn keine Männer gehabt?"

„Ja," antworteten jene, „aber die sind schon sieben Jahre todt und liegen im Rutenberg begraben."

Der Zweite sprach zu seiner Frau: „ich bin Dein Mann," aber sie wollte es nicht glauben, weil er den ellenlangen Bart hatte und ganz unkenntlich war. Da sagte er: „hole mir das Bartmesser, das oben im Wandschrank liegen wird und ein Stückchen Seife dazu."

Nun nahm er sich den Bart ab, kämmte und wusch sich, und als er fertig war, sah sie, daß er ihr Mann war.

Sie freute sich herzlich, holte Essen und Trinken

so gut sie es hatte, deckte den Tisch und sie setzten sich zusammen hin und aßen vergnügt mit einander.

Wie aber der Mann satt war und eben den letzten Bissen Brot gegessen hatte, da fiel er um und war todt..

Der dritte Bergmann wohnte ein ganzes Jahr in Stille und Frieden mit seiner Frau zusammen, als es herum war, zu derselben Stunde aber, wo er aus dem Berge gekommen war, fiel er und seine Frau todt mit ihm hin.

Also hatte Gott ihre Wünsche ihrer Frömmigkeit wegen erfüllt.

Zwölfte Nacht.

Der Caplan dankte Eduard für die Mittheilung dieser Sagen, als er ihn in der Dämmerung im Gesellschaftszimmer fand. „Die Sage von den drei Brodchen ist recht anmutig, sprach er, die vom ewigen Jäger erinnert, wenn auch nicht so viel Großartiges darin liegt, doch wegen des Schicksals des Jägers an die grauenvoll schöne Sage vom ewigen Juden, die ich Ihnen später einmal mittheilen will.

Bei der Sage von Frangipani möchte ich ausrufen: „bezweifle doch Keiner, daß es eine Vergeltung gibt!“ rührend aber ist die Sage von den drei Bergleuten, um ihrer Frömmigkeit willen wurden ihnen ihre Wünsche auf das genaueste erfüllt und wahrlich, Gott erfüllt alle vernünftigen, frommen

Wünsche, wenn wir bescheiden bitten: „Herr nicht mein sondern Dein Wille geschehe“, aber kann es seyn, erfülle mir diesen Wunsch!“

„Ich habe die Sagen nur sehr skizzenhaft niedergeschrieben,“ bemerkte Eduard.

„Grade die Kürze giebt ihnen Werth!“ versetzte der Caplan, „die Sage ist ein eigenes Gewächs im Garten der Poesie.“

Sie muß neben der innern Wahrheit, die auch Roman Erzählung, Märchen, kurz alle Dichtungen haben müssen auch einen Schimmer von historischer Wahrheit oder doch Wahrscheinlichkeit haben. Wir müssen, wenn wir sie hören, die Begebenheit für möglich halten, Andern steif und fest sagen, es ist gewiß geschehen und wenn unsre Vernunft dagegen Einwendungen macht, uns von der Anmuth oder Schauerlichkeit der Sage so weit hinreißen lassen, daß wir, Vernunft und Verstand beschwichtigend, ausrufen: „in jener Zeit ist es doch wohl geschehn.“

„Eine Fabel muß kurz seyn und zuletzt mit treffendem Witz schlagen, Roman, Erzählungen, Novellen können so lang als es immer ist, ausgesponnen ja sie müssen sogar motivirt seyn; das Märchen dehne man immerhin durch liebliche phantastische Episoden aus, die Sage nicht, sie sey nur ein Umriss. Der Phantasie des Lesers verstatte man es, sie sich nach Gefallen noch schöner auszuschnücken. Wie bei der Oper, wo dem Componisten die Ausführung überlassen werden muß, muß der Sammler von Sagen nur eine interessante Begebenheit, nur kurz und scharf charakterisirte Personen

vorführen, und obgleich oft selbst Dichter, doch einem andern Dichter die Ausmalung vergönnen. Dieser muß sich, wie der Componist, an das Buch, genau an die Sage halten und besonders vom Uebel ist alle moderne Zuthat.

Mich hat es immer gewundert, daß die Operndichter nicht mehr die Sagenschätze benutzen, da fast jede Sage musikalische Elemente hat und in vielen auch dramatische enthalten sind."

„Der Freischütz, Eurpanthe, der Vampyr, Hans Heiling & B., die ich hörte, bestätigen die Wahrheit ihrer Behauptung," sprach Eduard, „zu diesen Büchern kann man sich gar keine schlechte Musik denken.

Weber ist geschieden aber Heinrich Marschner lebt noch, ihm möcht ich, sammle ich noch die Sagen, welche ich im Schlosse Kunsfitten hörte und las, widmen; oder Carl Löwe, den Sänger der herrlichen Balladen. Ließen Sie auch keine der Sagen zur Operndichtung verarbeiten, nach Lesung einer alten einfach schönen Sage möcht ich Heinrich Marschner phantasieren hören."

Das Gespräch wurde unterbrochen durch das Eintreten eines Fremden, der von dem alten Kastellan als Professor der schönen Wissenschaften angemeldet wurde. Rüttner, so nannte sich der Fremde, kam eben vom Freiherrn, er war vor zwei Stunden angekommen und hatte um ein Nachtlager gebeten, welches ihm die Gastfreiheit des Freiherrn gern gewährte.

Rüttner lobte das Schloß, die Artigkeit des Freiherrn, den glücklichen Zufall, welcher ihm die Bekanntschaft dreier lebenswürdiger Männer, wie Eduard, Franz und der Caplan

verschaffe. Er war freundlichen Angesichtes, und sagte offenbar Jedem gern etwas Angenehmes, nicht aus Liebedienerei, sondern aus der Höflichkeit und Güte des Herzens, die gern Freundliches sagt und erzeigt und es von Andern eben so harmlos auch annimmt.

Der Freiherr und die Damen erschienen, Rüttner mußte Neuigkeiten aus Berlin, von wo er kam, überhaupt unterhielt er Alle so angenehm, daß das Mahl länger als gewöhnlich dauerte.

Nach Beendigung desselben sagte die Freifrau: „es ist seit einiger Zeit unter uns eingeführt, daß ein Mitglied der Gesellschaft zur Nacht, die wir zur Hälfte traulich am Kamme zubringen, ein Märchen oder eine alte Sage erzählt. Von Ihnen hoffen wir auch recht viel Schönes zu hören und als neu Eingetretener in unsern Kreis sollten Sie wie billig sich durch Mittheilung einer Sage uns anschließen.“

„Ich kann Ihren Wunsch, meine Frau Baronin, um so eher erfüllen, als ich jetzt beschäftigt bin, einen Cyclus alter Sagen für den Druck zu ordnen. Erlauben Sie mir einen Gang in mein Zimmer einen Blick in den Koffer und schnell bin ich wieder hier mit meinem Manuscripte.“

Er verschwand eiligst, kam nach einigen Augenblicken mit dem Manuscript zurück und las:

Der Hexenring.

Carl der Erste, als deutscher Kaiser mit wahrhaftem Rechte Carl der Große zugenannt, wurde seinem Vater Pipin dem Kurzen am 2. April 742 zu Aachen, nach Anderen zu Ingelheim geboren. Noch viele Städte bezeichnet man als seinen Geburtsort, wie dies fast immer bei großen Männern der Vorzeit zu seyn pflegt, doch wie dem auch seyn mag, so kann wohl nicht bezweifelt werden, daß er ganz und gar ein Deutscher war, da er deutsch sprach, deutsche Sitten hatte, am meisten und liebsten sich in Deutschland aufhielt und nur für dieses Land thätig war. Doch nicht allein für unser Vaterland, auch für die ganze Christenheit hat er wahrhaft Großes gethan. Carl, groß in der That wie im Wort und Willen; ausgerüstet mit einem hellen Blicke in das was ist und was werden müsse, er, der sich mit gewaltiger Faust, Sachsen und Italien unterwarf, den Arabern einen Theil Spaniens bis zum Ebro entriß, den Götzendienst zerstörte und auf Alcuin's Rath in seinem Pallaste zu Aachen eine Academie anlegte, auch er der mächtige Herrscher mußte der Sage nach der Zauberei der Liebe seinen Tribut zollen.

Schon oft hatte Carl die widerspänstigen Sachsen geschlagen, Tausende von ihren Gefangenen bei Verdun hinrichten lassen, den Heerführer Wittekind zur Taufe gebracht und endlich zu Selze Frieden mit ihnen,

gemacht. Nur zur Nachtzeit feierten die Besiegten noch Feste ihres Götzendienstes. Ruhe war in ihre Gauen zurückgekehrt und der schon bejahrte Kaiser überließ sich oft seiner Jagdlust. Ermüdet und allein saß er eines Tages auf einem ungeheueren alten Eichenstamme, unter dem vor Zeiten Götzendienst und Menschenopfer gebracht waren, seine Gefährten hatten sich mit Leidenschaft der Verfolgung eines Bären überlassen. Sinnend hing er seinen Gedanken nach und alle Ereignisse seines thatenreichen Lebens zogen an seinem innern Sinn vorüber. Saracenen-schlachten und Sachsenstürme, so manche andere Heldenkämpfe und Thaten hatten seinen Geist erfreut. Die Einsamkeit und die milde Sonne übte auch über ihn ihren wohlthätigen erweichenden Zauber. Das Wispern der Blätter, das Rieseln der Bäche, der sanfte Gesang der Vögel drang in sein Ohr. Lange schaute er schweigend in die fernen Wolken des Himmels, die bald wie Maurenhäufen sich formten, grimmige Gözenbilder in ihren Fahnen tragend; bald wie Frankenheere ihm erschienen, eine hohe Jungfrau mit dem Christusknaben in dem weithin flatternden Paniere.

Doch bald webten die Lüfte andere Bilder aus dem Gewölk. Aus den Standarten wurden Seegel, aus den Kriegsgeschwadern Schiffe, hoch mit den unermessnen Schätzen der Türkenbeute beladen; gefesselt standen die Besiegten auf dem Verdeck, während die Sieger auf sanften Flöten und jubelnden Zinken und

Posaunen den Ruhm und große Herrlichkeit ihres Kaisers verkündeten.

Vorbeigezogen war die Flotte, die Hornfanfaren wurden matt und matter, da siehe bei dem letzten Halben der Töne erschien trägt Ganges noch ein alter schwarz behangener Drachensegler, statt der Wimpelfarben lange Trauerflore an den Masten. Ernst und lautlos ruheten an den Schnabelenden die Sänger, wie die Lieder schlummern im Harfenspiel. Und es halten auf dem schön gezimmerten Verdecke eine lange Reihe von Gestalten in hochgewaltiger riesiger Heldenbildung auf den Kaiser mit sanften freundlichen Geberden mild herüberblickend.

Als die aufgeregte Phantasie dem Heldenauge des Carol Magnus dieses Bild vorüberführte, hielt er seine Wehmuth kaum zurück, er streckte die Arme nach dem Drachensegler aus und mit der Sehnsucht, die uns das Wiedersehen alter bewährter Freunde erpreßt, rief er sich selbst täuschend: „ha meine Freunde, ihr tapferen Degen, ich erkenne euch alle. Dort Roland mein wackrer Vetter, der beste der Helden, der mit ewigem Ruhme im Thale Roncesvalles gefallen, Balduin dort, des großen Angers Bruder, umgekommen vor Tre moignes Mauern von den Händen Sramors, weiter mein stolzer Dänenritter Ogier, auch Olivier der gute Herzog, und noch viele andere Helden nannte er, nicht minder herrlich. „O zieht nicht ohne mich hinüber in den ewigen Frieden, rief er. Laßt mich Alten

nicht allein zurücke in dieser kalten Welt, ich habe ja auch im Leben mit euch treulich jeden Strauß gesocht; nun ist ermüdet mein Arm wie damals, als vor unseren Schwerdtern die stolzen Thürme von Pampelona oder die Heidenveste Grezburg fallen mußten! D nehmt mich mit auf euren Rachen, begleitet auch mich mit hin zu den hellen Paradiesespforten, zu den hellen Rosengärten die sie zeigen.“ — Der Kaiser hatte sich vorgebogen, seine Hände begierig nach seinen geschiedenen Freunden ausgestreckt, als könnte er die Geliebten umfassen, — da ertönte plötzlich ein Donnerschlag, mit Blitzeßchwingen zog ein mächtiges Gewitter näher, die Sonne verschwand hinter nächtlichen Wolken, verschwunden waren die Zaubergebilde der Wolken, gelöscht die Heldengestalten von einem kühlen Winde und wild herabschießenden Regen.

Bei dem mächtigen Donnerschlage war der Kaiser auf seinen Sitz still zurückgesunken. Noch beschäftigt mit seiner Erscheinung und geschützt von den Aesten und Blättern der alten vierhundertjährigen Eiche hatte ihn noch kein Tropfen des wild herabströmenden Regens getroffen. Fest hielt er sein gutes Schwerdt Honeuse und der Schlaf, der milde Arzt aller Schmerzen, küßte ihm die müden Augen.

Schon flimmerten die Sterne, der bleiche Mond hing am Himmel wie ein sehnsuchtskrankes Mädchenauge, heiß getroffen von dem Flammentusse des schönen Jünglings Helios und noch schlief der alte Kaiser,

bethört von den Lüften, welche durch seinen langen Bart und die Locken des Hauptes spielten. Noch länger hätte er vielleicht fortgeschlummert, wäre nicht ge- scheucht von weichen Händen der Traumgott plötzlich flüchtig in die dunkeln Schattenlande heimgeflattert. Es war ihm als hörte er sanfte Mädchenstimmen flü- stern. Er wurde dessen gewiß, denn etwas entfernt von ihm rief eine melodische Stimme ganz leise: „Ca- rol, lieber Carol! Goldner Kaiser!“ Wie die trügeri- schen Bilder mir den Trauten auch ermüdet, muß ich ihm doch die gebundenen Augen küssend lösen. Sie beugte sich über ihn! Ihre warmen rosigen duftenden Lippen berührten des Kaisers Wangen! Er sprang auf von seinem Sitz, sie warf sich vor ihm nieder, de- müthig schmeichelnd zu seinen Füßen und wagte nur schüchterne Blicke aus ihren glühenden Augen zu ihm hinauf zu werfen. Der Kaiser der dies Mädchen noch nie gesehen, war von ihren wundersamen wilden Reizen betroffen; wie aus alter Zeit erschien sie ihm theuer. Sie reichte dem Ermatteten eine Schaafe stärkenden duftenden Trankes, den er begierig hinunterschlürfte. Da ward des alten Kaisers Herz von ihrer Schönheit, von ihrem wundersamen Reiz, von ihrem nimmer so geschauten Blüthenzauber mächtig getroffen; er hob das Dirnlein wie mit Jünglingsarmen feurig von dem Boden auf, und ganz in ihren Anblick versunken rief er wie in seliger Erinnerung schwelgend die wenigen Worte: „o selige Liebe!“

Und alle Seligkeiten, die die Liebe dem armen Erdgebornen nur zu bieten vermag, lohnte den Kaiser. Die Stunden schwanden ihm bei seinem Mägdlein, er fühlte er konnte sie nimmer mehr verlassen, sie war sein zweites Ich geworden, bei ihr war sein Glück und Leben. Da tönten Hörner der suchenden Jagdgenossen an sein Ohr, der Kaiser rief sie durch die Töne seines Hornes näher und siehe da, sein Freund selbst, der lehrwürdige Bischof Turpin hatte sich auf ein Roß geschwungen, den vermißten Kaiser mit aufzusuchen.

In seiner Begleitung mußte das Walddirnlein einen Zelter besteigen und mit hinein zur Kaiserburg in Aachen reiten, sicher bewahrt in einem entlegenen Prunkgemach, wozu der Kaiser den Schlüssel bewahrte, wenn er nicht bei ihr verweilen durfte. Denn alles hätte er um das Mägdlein willen vergessen. Nun war er nicht mehr für des Jagdhorns und der Schlachtdrometen muntere Klänge empfänglich, er überließ jetzt anderen Jagd und Kriege, die Wissenschaften und die sieben freien Künste, die er selbst noch vor kurzem so eifrig getrieben und anderen streng empfohlen. Nicht mehr schweiften seine Forscherblicke durch des Himmels nächtliche Sternenschriften; er will nur im Auge seiner Geliebten lesen, ergründen was sie wünscht, nur ihre Freuden mehren. Seiner Liebe nur lebt Carl wie er es kaum als Jüngling gethan und so eng wußte sie ihre Bande um das Herz des Kaisers zu schlingen, daß der

alte Held und Erzbischof Turpin, gloriwürdigen Andenkens, das Ehebündniß zwischen ihnen in einer verfallenen Capelle im Walde bei Aachen vollziehen mußte. Ganz geheim in dunkler Nacht geschah die Verbindung, fern bei großen Feuern im Walde sah man wilde Gestalten Opfer feiern und Ceremonien begehen. Heidnische Freudengesänge, die obwohl nur von fernher doch wie spottend zu der Vermählungsfeier klangen, tönten aus Waldeedunkel herüber und oft war es sogar, als ob man ganz nahe einzelne höhrende Stimmen bei den Gebräuchen und Formeln der christlichen Religion, dem Wechsellern der Ringe vernähme. Im Triumphfe führte Carl das Waldmädchen nun zurück und zeigte sie als Kaiserin dem Volke. Allen Franken aber unbegreiflich ist in dem hohen Alter des Kaisers jugendliche Leidenschaft. Ganz unwürdig seiner früheren hohen Thaten, seiner Kraft und Tugend halten sie die müßigen Spielereien solches Frauendienstes, den man höchstens einem jungen Ritterlein verziehen haben würde, zudem erschien Niemand als dem Kaiser die Geliebte schön und jugendlich, und in dem Diademe der Schönheit, das den Liebeshof von Aachen umstrahlte, brannten ganz andere Sterne und nur Hohn und Verachtung hätte die neue Kaiserin für ihre Anforderungen erndten können, doch Carls allmächtiger Willen erhob sie trotz dem Murren der Paladine und Barone über alle Damen. Aber bei dem Volke, das sich immer den gesunden klaren Sinn bewahrt, war sie nur für ein Herenfräulein, für eine

Druide oder Trude rings verrufen, die den Kaiser durch übernatürliche Zauberei gefesselt hielt und so war es auch. Nur kurze Zeit währten noch die Freuden des Kaisers, denn in der Nacht des ersten Mayen im Jahre des Herrn 803, wo wie damals die Sage ging die Hexen und Zauberinnen auf dem Brocken dem Gottseynbein selbst einen Besuch abstatten, fand man die Kaiserin todt am Ramin ihres Zimmers liegen. Die schöne Lufterscheinung war zerstört. Ihr Tod bewegte den Kaiser mehr als der Verlust von zwanzig mit Sturm genommenen Besten, als der Verlust von hundert Schlachten, ja gern dahingegeben hätte er alle Mohrensiege, alle Niederlandstrophäen, ja den Sachsen Wittekind und alle Maurenfürsten, hätte er sie zu neuem Leben erwecken können.

Küttner machte eine Pause und sprach: „Mitternacht ist vorüber, ich fürchte meine Zuhörer zu ermüden und da ich so glücklich bin noch morgen ein Gast dieses Schlosses zu seyn, so bitte ich um die Erlaubniß, morgen Nacht meine Sage zu Ende zu lesen.“

Das ward ihm zugestanden, die nächste Nacht wurde er auch sogleich von Alma an sein Versprechen erinnert und fuhr fort:

Dreizehnte Nacht.

Niemand konnte den Kaiser von ihrer Leiche trennen. Er hatte eilig einen künstlichen Schrein von Kristall bereiten lassen, die Fugen mit Edelsteinen und glänzendem Golde umschönt, und in diesem durchsichtigen Hause, lag angethan mit den köstlichsten Gewanden die Krone auf dem Haupte die Kaiserin. Tausend brennende Kerzen und Lampen von Farbenkränzen erhoben sich wunderherrlich, und durchfunkelten prächtig die weite Todtenhalle. Gesänge der Priester mußten an ihrem Sarkophag erschallen, und wenn rings die Lippen der Betenden sich bewegten im frommen Gebet, saß der Kaiser stumm und traurig an dem Sarge, ein treuer Wächter der geliebten Leiche. Noch über den Tod hinaus schwingt seine Treue oder ihr Zauber seinen Adlerfittig, und den letzten armen Trost, die todt noch anzuschauen die das Schöne war in seinem Leben, mag ihm keiner rauben, wie Verwesung auch die Hülle der Geschiedenen zerstört und ekle Fäulniß die Luft des Gemaches verpestet. Der würdigste alte Freund des Kaisers, Erzbischof Turpin, hielt getreulich bei ihm aus, obwohl er fest überzeugt war, daß ein Hexenwerk die Ursache der großen Verblendung des Kaisers sey, das selbst die Formen und Gebräuche der heiligen Christusreligion nicht zu zerstören vermochten. Doch wie einst der Kaiser sich auf Augenblicke von dem Todtenschreine entfernen mußte, forschte er sorgsam an der

Todten irgend wo an ihrem Leibe ein Zaubermaal zu finden. Und siehe da, wie er vermuthet, ein leuchtend Ringlein an des linken Händchens kleinstem Finger leuchtete ihm rothe Gluthen in die Augen. Eilig öffnete der Bischof die Kristalldecke des Sarges, zog das Ringlein von der verweseten Hand und es scharf beschauend entdeckte er bald nach seiner Wissenschaft und Kunde in der Schwarzkunst böser Chiffrensprache, auf dem Karfunkelstein eingegrabene Charaktere, die die teuflischste Beschwörung gegen den in sich enthielten, den die Zauberei hatte bestricken wollen! Nun war ihm des Ringleins Wirkung und die Bezauberung deutlich. Kaum hatte er noch Zeit den Ring an den Finger zu streifen, als der Kaiser eintrat und sich ihm mit großer Liebe nahte. Fast wie entsezt sah er auf den Leichnam in dem Gemache und sich mit Abscheu davon abwendend rief er sanft: Mein lieber Waffenbruder, warum die alten mürben Glieder, die dem Vaterlande so lange gedient, nicht verschonen mit so späten Gängen durch des Todes schauerliche Wohnung. Ist mir doch in tiefster Seele zuwider diese Leiche. Erster sah ich noch nie begierige Fäulniß an eines Menschen Leibe fressen. Laßt die Träger kommen, die Leiche zu Grabe zu tragen. Mögen die Priester der armen Seele durch Gebet und Singen ein Plätzchen im Paradiese erstehen. Doch wir wollen eilig aus der Gruft hinauf in des Lebens heiteren Sommertag; mich ziehts unnennbar, viel mit Dir zu plaudern von des Herzens

wundersamer, Regung zu Dir! Denn der liebste innigste meiner Freunde bist Du mir und nur bei Dir seyn kann mich schon glücklich machen. Der Kaiser konnte sich nie von seinem Freunde trennen, er überhäufte ihn mit Freundschaft und Ehren. Nicht allein Gnaden- und Gunstbezeugungen wurden ihm zu Theil, der Kaiser will noch einmal nach Italien stürmen, die alte Roma bezwingen und den Erzbischof setzen auf St. Peters Thron; bald will er die Kaisermürde mit ihm theilen und weil beide doch nicht herrschen können im Frankenlande, will er ihm die Griechenherrschaft durch Krieg unterwerfen. Geprüfte Ráthe sollen des deutschen Reiches Geschäfte treiben und die beiden Kaiser wollen sich von des Lebens Stürmen und Fährlichkeiten erholend in Liebe und Ruhe sich nur leben. So will Carl, doch nicht so sein alter Heldengefährte und treuer Kirchendiener Turpin, der älteste von den zwölf untadlichen Gesellen, die den Heldenkreis um Kaiser Carl schließen und von deren Thaten und Treue die Sage noch lange die Welt durchtönen wird. Er will nichts gewinnen durch Teufelshülfe — darum eilt er am nächsten frühen Morgen, als der Kaiser noch in Träumen mit seinem Liebling spricht durch die dunkeln Waldesschatten hinaus, wo abgelegen unter wildverwachsenen Büschen sich ein Sumpf zu seiner Absicht darbietet. Und in Hast den Zauberring ergreifend, wirft er ihn mit dem Zorneßruf: „Fluchenswürdiger listiger Herenköder! Teufelsblendwerk, Höllenwerkzeug! daß

du nimmermehr eine Christenseele noch einmal so arg bethörst wie den theuren Helden Carol Magnus, werfe ich dich hier und banne dich auf ewig in den Schlamm des wohlverborgnen Teiches.“ Mit aller Anstrengung warf er den Ring weit von sich in das trübe Gewässer! „Möge nun in deinem scharfen Höllenglanze der Molch und die giftige Kröte sich bespiegeln, doch kein menschlich Auge dich mehr erblicken, bis die Zeit mit ihrem scharfen Laugenwasser abgebeißt die ekle Herensalbe.“

Er kehrte ins Schloß zurück! In Unruhe fand er den geliebten Kaiser, nicht mehr übermäßig ihn mit Freundschaft bestürmend, doch war sein Thun eine eitle Vorsicht gewesen. Eine unbestimmte Sehnsucht trieb den Kaiser hinaus zum Walde — er blieb unterthan dem Zauber des Ringes. Man mußte ihm dort ein freundlich Plätzchen bereiten, das Schilf verschwindet aus dem Wasser, die alten bemoosten Bäume fallen und eh die Sonne nach einigen Tagen noch zum Abschiede funkelt, segelt ein leicht und zierlich Schifflein auf der Fluth mit Gewinden von Blumen und Bändern geschmückt, als ob die Schiffer ein Liebespaar zur Trauung geleitet. Doch allein sitzt der Kaiser in dem Schifflein und rudert unablässig auf dem Teichesspiegel. Er schaut betrübt und freudig in die Wellen wie in Liebeschweremuth, daß die alten Vasallen, ob der neuen seltsamen Erscheinung staunen und sich die seltsamen Launen des Gebieters nicht zu erklären vermögen. Auch der Erzbischof Turpin ist in großer Trau-

rigkeit, da er immer mehr die Gewißheit hat, daß des Ringes Zauberei nicht zu lösen und Carls Leben mit gewaltiger Feyerung bis zu seinem Ende behaftet.

Unaufhörlich klangen dem Kaiser aus den plätschern-
den Wellen, aus dem raschelnden Schilfe des Teiches,
leise Stimmen, die ihn mit Schmeicheltönen zur Tiefe
lockten; blaue Sehnsuchtsaugen leuchteten durch die
Fläche des schillernden Wassers, ihm das süße Wun-
derbild vorspiegelnd, das er im Leben gekannt und wo
er nur wünscht wieder mit vereinigt zu werden.

Er ließ am Teichesufer von den berühmtesten
Meistern seiner Zeit einen schönen Pallast erbauen,
und als seine altersschwache Hand das Ruder des
Schiffleins nicht mehr führen konnte, lugte er doch
noch vom Balkone nach dem Teiche und im Jahr 814
entschlief er sanft, obwohl das Wasser, als die Stunde
seines Todes herangekommen, in seltsamer Fluthung
rauschte. Manche wollten sogar zu dieser Stunde um
die Wasser einen weitgezogenen Ring erblickt haben,
der in einem Regenbogen sich erhob, als wollte er
mit Liebesstrahlen einen aus der Burg noch lieb um-
fangen.

Das Wunder mit dem Ringe ist seit der Zeit zwar zu
Wasser geworden, doch sollen von jener Zeit, an dem bezeich-
neten Orte warme Quellen entsprungen seyn, welchen die
besondere Kraft verliehen ist, Wunden, die Zauberei der Liebe
geschlagen, wieder zu heilen, und das Werk der heidnischen
Zauberin zu sühnen.

Die Anwesenden dankten dem Professor für seine Mittheilung, sie rühmten zugleich sein Vorlesetalent, das in Wahrheit rühmenswerth war, denn Rüttner deklamirte nicht, las nichts ab, er erzählte einfach und edel was sich begeben.

Rüttner erklärte, daß er nun mit Fug und Recht das Nächstemal Zuhörer seyn könne und von allen aufgefordert mußte Alma versprechen, die folgende Nacht ein Märchen oder eine Sage vorzutragen.

Sie hielt Wort, ein wenig erröthend und anfangs stockend aber mit unendlicher Anmuth erzählte sie:

Vierzehnte Nacht.

Die drei Gürtel.

Vor dreihundert oder noch mehr Jahren lebte in der Grafschaft Nizza ein wohlhabender Landmann Namens Thibaut, welcher zwei hübsche Töchter hatte, Margott und Blanda genannt.

Beide Mädchen wußten, daß sie hübsch waren und hielten deshalb einen ehrlichen Landmann für viel zu gering um ihm die Hand zu geben. Sie äußerten dieß oft und am öftersten gegen ihres Nachbarn Toch-

ter, die junge Madeleine, welcher sie nach ihrer Art recht gut waren, denn Madeleine war ein recht treuherziges, verständiges Mädchen, zwar recht nett gewachsen und freundlichen Angesichts, aber durchaus nicht hübsch.

Da sie nun arm war und nur schlichte Kleider trug, wurde sie neben ihren hübschen, gepuhten Freundinnen immer übersehn und hielt sich deshalb für ganz reizlos.

Die gute Madeleine wurde durch diesen Glauben nicht erbittert, sie bemühte sich nur noch mehr zu bilden und durch Güte zu gefallen und in Wahrheit Jeder, der sie kannte, liebte und achtete sie auch.

Eines Tages gingen Margott, Blanda und Madeleine spazieren, im Gespräch vertieft bemerkten sie nicht, daß die Bäume schon längere Schatten warfen, denn sie unterhielten sich über ihre Zukunft. „Ich habe mir fest vorgenommen keinem Geringern als einem vornehmen Beamten unser Grafen die Hand zu geben,“ sagte Margott „ich bin jung, hübsch, reich und habe also gar keine Neigung eines ehrlichen Bauers Frau zu werden.“

Und ich rief lachend Blanda, heurathe keinen der nicht noch einmal so reich wie der Vater ist, ich bin noch ein Jahr jünger als Margott, sicher nicht häßlicher, habe Geld und nicht Lust als Weib eines armen Arbeiters mich zu plagen.“

Als Madeleine schwieg, sprachen die Schwestern

halb scherzend, halb spottend, „nun Madeleine, wen willst Du heurathen?“

„Ach,“ sagte diese, „ich bin weder schön, noch reich, noch so gewandt wie Ihr, ich bin mit einem armen ehrlichen Manne zufrieden, ich weiß nur, daß ich keinen Mann ohne Liebe das Jawort geben könnte, daß ich aber dem, welchen ich liebe, treu ergeben bis in den Tod seyn werde.“

Sie standen jetzt an einem Stege, über welchen ein altes Mütterchen mühsam an seinem Stabe herbeiwankte.

„Die arme Alte!“ sagte Madeleine, „sie ist so leicht gekleidet und der Abend wird kühl.“ Schnell band sie ihr Tuch vom Kopfe und reichte es der Alten mit den freundlichen Worten: „und hast Du kein Obdach Mütterchen, so komme mit mir, mein Vater nimmt alle armen und alten Leute gern auf, wenn ich ihn darum anspreche.“

Margott und Blanda gaben nun auch der Alten zwei Münzen und diese erwiderte: „Madeleine ich danke Dir mein gutes Kind, ich brauche kein Obdach, auch Euch Beiden“ — fuhr sie fort zu Margott und Blanda gewendet — „nehmt von mir ein Gegengeschenk.“

Sie zog drei Gürtel aus der Tasche und sagte: „nun mag sich Jede einen wählen.“

Margott ergriff schnell einen Gürtel von Rosa Sammet mit Silber gestickt und einem Brillant am Schlosse. Blanda nahm den zweiten von grünen Sammet mit Gold durchwirkt und einem blizenden Rubin.

Für Madeleine die bescheiden die Freundinnen zu erst wählen ließ, blieb nur ein einfacher Gürtel von blendender Weiße mit Blumen vom reinsten Aetherblau durchwebt.

Ehe die Mädchen der Alten danken konnten, war diese verschwunden.

„Gewiß,“ sagten die Schwestern, „hat uns eine mächtige Fee beschenkt, Du aber arme Madeleine bist sehr verkürzt worden; obgleich Du ihr die meisten Dienste geleistet hast, gab sie Dir nur ein schlichtes Band.“

„Was thut es,“ antwortete diese, „Ihr seyd schöner und mit bessern Kleidern versehen, zu meiner einfachen Tracht würde ein kostbarer Gürtel ja doch nicht passen.“

Darauf gingen die Mädchen nach Hause und verwahrten die Gürtel, um sie beim ersten glänzenden Feste umzulegen.

Einige Wochen später kam der junge Graf von Nizza von seinen Reisen zurück, gesund und vervollkommenet, zur Freude seiner verwittweten Mutter.

Ihr sehnlichster Wunsch war, den theuern Sohn glücklich vermählt zu sehen und mehr als eine Prinzessin schlug sie ihm vor, aber Graf Eugen sprach: soll ich glücklich seyn theure Mutter, so lasse mir freie Wahl, die Schönste und Liebenswürdige ist in meinen Augen auch die Bornehmste und Reichste, ich will selbst wählen und Du sollst meine Wahl loben.“

Die Mutter fügte sich endlich in des Sohnes Wunsch und unter dem Vorwande, daß der junge Graf bei seiner Heimkehr seinen Unterthanen Feste geben wolle, wurden von den Letzteren alle Jungfrauen, die das vierzehnte Jahr erreicht und das dreißigste noch nicht überschritten hatten, zuerst nach Nizza in das Schloß zu einem Balle eingeladen.

„Und nun,“ unterbrach sich Alma „folge ich dem Hrn. Professor Rüttner, ich erzähle heute nichts weiter und gebe wenigstens durch diese Pause meinem Märlein Interesse.“

„Es ist auch an sich anmuthig,“ sagte Franz „und ich bin in Wahrheit auf den Schluß begierig; so daß ich bitten wollte, daß noch heute“ —

„Heute wird nichts verrathen,“ antwortete Alma lachend, ergriff eine Kerze und sagte der Gesellschaft gute Nacht.

Fünfzehnte Nacht.

(Fortsetzung des vorigen Märchens.)

Auch Blanda und Margott waren unter den Eingeladenen und bildeten sich nicht wenig darauf ein, denn obgleich der Graf befohlen hatte, daß alle Jungfrauen

eingeladen werden sollten; so suchten seine Hofherren doch nur die angesehensten und schönsten aus.

Mit Freudestrahlenden Blicken verkündeten sie Madeleinen ihr Glück und besprachen sich mit ihr über die Wahl ihres Puges. Madeleine war nicht eingeladen, sie hatte es auch gar nicht erwartet und zeigte sich bereitwillig, ihre Freundinnen zu schmücken.

Den Tag vor dem Balle kam Margott zu Madeleinen und sprach: „denk' einmal, was vorgeht, der Graf versammelt die schönsten Jungfrauen seines Landes in der Absicht, sich mit einer von ihnen zu vermählen; wir haben dies in Nizza gehört, wo wir heute waren, um uns unsern Ballstaat einzukaufen und sieh nur, was ich hier im Körbchen habe, Spitzen, Bänder, Sammet und Seide, für vieles, vieles Geld und dies danke ich nur der guten alten Frau. Blanda und ich haben die beiden schönen Gürtel verkauft und der Juwelier hat sie uns gut bezahlt.“

„Meinen Gürtel würde ich nicht so bezahlt bekommen, aber ich könnt' ihn auch nicht so leicht verkaufen um des gutmüthigen Gesichtes willen, mit welchem die Frau ihn mir gab. Doch Ihr braucht freilich Puz zum Feste und ich will Euch die Haare so schön flechten und Euch so schmücken, daß Ihr gewiß gefallen sollt,“ sagte Madeleine.

Die gute Madeleine hielt Wort. Sie puzte ihre Freundinnen auf das Schönste heraus und freute sich kindisch, daß es ihr so gut gelang.

„Es ist doch schade, daß Du nicht einmal das Fest sehen sollst,“ äußerte Blanda, „weißt Du was, Madeleine, gehe mit das halbe Stündchen bis nach Nizza, wir geben Dich für unsre Dienerin aus und da kannst Du in den Saal hinein.“

„Ja, das wäre herrlich!“ rief auch Margott und die gutmüthige Freundin sagte: „nun wohl, ich will Euern Wunsch erfüllen, wartet ein wenig, bis ich mich anständig gekleidet, dann folge ich Euch.“

Und sie ging, in einer kleinen Weile aber kam sie wieder im weißen einfachen Gewande, um welches sie den Gürtel, das Geschenk der guten Frau gelegt hatte.

Die drei Mädchen begaben sich hierauf, noch von einem Diener Thibaut's begleitet, nach Nizza. Dort angelangt, gingen sie sogleich in das Schloß und wurden in den großen Prunksaal eingelassen. Blanda und Margott im reichen Puzе gingen voraus, Madeleine im einfachen Kleide bescheiden hinter ihnen her.

Schon waren mehrere Jungfrauen versammelt, die reichen hatten ihre Dienerinnen hinter ihren Sitzen stehen, hinter Margott und Blanda weilte Madeleine. Von Minute zu Minute füllte sich der Saal mehr und mehr mit reizenden Mädchen, jedes hatte ihr bestes Gewand angelegt; doch Margott und Blanda überstrahlten alle Uebrigen durch Pracht und Schönheit des Anzuges.

Jetzt öfneten sich unter Trompeten und Paukenschall die Flügeltüren und seine Mutter an der Hand

führend, gefolgt von mehreren Edelherren und Pagen trat der Graf von Nizza ein.

Huldreich grüßte er die Versammelten, lange schaute er forschend im Saale umher, von einem holden Antlitz zu dem andern flog sein Auge, plötzlich haftete sein Blick lange auf einer Stelle, seine Wienen wurden wie verklärt und feierlich und entschieden schritt er hin zu dem Plaze, wo Margott und Blanda saßen.

Ermüdung vorschüßend, schwieg Alma und versprach, die nächste Nacht das Märchen zu beschließen.

Die Männer sagten ihr viel Angenehmes über Wahl und Vortrag und der Freiherr ermunterte Alma, von Zeit zu Zeit auch das Ihrige zur Unterhaltung beizutragen. Alle sagten einander freundlich gute Nacht, Franzens's Auge hing lange bedeutsam an Alma's Blick.

Sechzehnte Nacht.

(Fortsetzung und Schluß des vorigen Märchens.)

Erröthend erhoben sich Blanda und Margott zugleich von ihren Sizen und neigten sich tief vor dem Grafen, welcher mit leutseligen Gruß an ihnen vorüberschritt und Madeleinen's Hand ergriff.

Mit sanfter Gewalt zog er die halb Bewußtlose nach sich in die Mitte des Saales, führte sie zu dem Thronessel, auf dem seine Mutter saß und sprach bewegt: „theure Mutter, Du hast mir verstattet, bei der Wahl meiner Lebensgefährtin nur mein Herz zu Rathe zu ziehn. Ich folge seiner Stimme, wenn ich diese Jungfrau zu meiner Lebensgefährtin erwähle, denn noch nie hat der Anblick eines Weibes so rührend zu meiner Seele gesprochen, wie die Züge dieses Mädchens, das, ich fühl' es, mich für das ganze Leben gefesselt hat.“

Die Gräfin schaute das Mädchen freundlich aber scharf an und sagte: „ja, ich glaube Dir mein Sohn, auch mich ergreift das Wesen dieses lieben Kindes; Gott segne Deine Wahl.“

Und zu der Erröthenden sich wendend sprach der Graf: „wie heißt Du?“

„Madeleine.“

„Madeleine,“ willst Du von Herzen gern mein Weib seyn?“

Sie sah ihn hell an und sagte dann sanft: „ja, so wahr mir Gott helfe!“

Und alle huldigten ihr und jubelnd führte sie der Graf unter den Thronhimmel.

Als das Fest beendet war, wies man Madeleinen mehrere schöne Zimmer in dem Flügel des Schlosses, den die Gräfin bewohnte, dort sollte sie bis zu dem nahen Vermählungstage wohnen. Zur Bedienung er-

hielt sie mehrere Fosen und zum Schmucke die herrlichsten Kleider.

Als sie nun am andern Tage von ihren Frauen geschmückt wurde, legten diese den unscheinbaren Gürtel ab und gaben ihr einen von Gold und Edelsteinen. Also geziert ging sie den andern Morgen zur Gräfin, ihr den Morgengruß zu bringen, aber kalt wurde sie von ihr empfangen und als jetzt der Graf eintrat, bemerkte sie, daß auch er nicht mehr derselbe sey.

Er sprach nur wenig Worte mit ihr und Madeleine zog sich beschämt und verletzt wieder in ihr Gemach zurück.

Bald nachher kam eine vertraute Dame der Gräfin zu ihr, mit vieler Schonung kündigte sie Madeleinen an, daß der Graf schnell andern Sinnes geworden sey und sich gar nicht zu vermählen gedenke, zum Beweise aber, daß er Madeleinen nicht persönlich übel wolle, möge sie ein schönes Landgut in Nizza annehmen.

Madeleine betrug sich bescheiden, doch mit Würde lehnte sie die Gabe ab. Sie legte den reichen Schmuck von sich, zog ihr weißes Kleid an, legte den einfachen Gürtel um und erklärte fest! daß sie augenblicklich in ihr Vaterhaus zurückkehren wolle, was ihr verstattet wurde.

Im Innersten betrübt schlich sich die arme Madeleine aus dem Schlosse; um nicht gesehen zu werden, ging sie durch den Garten und ruhte von Kummer ermattet unter einem Baume. Nicht der Verlust gehoffter Hoheit und großen Reichthumes drückten sie nieder,

wunderbar hatte auch sie sich sogleich zu dem Grafen hingezogen gefühlt und ihn lieb gewonnen mit der ganzen Innigkeit ihres Herzens. „Ach,“ sagte sie leise vor sich, „wie theuer war mir der Mann, der mich jetzt verschmäht, ich werde ihn immer beweinen.“

Da regte es sich in den Zweigen, der Graf trat hervor, stürzte zu ihren Füßen und rief leidenschaftlich: „himmlische Madeleine, kannst Du verzeihen? vergessen? Ein böser Traum mußte mich bethört haben, ich glaubte mein holdes Ideal verloren und jetzt sehe ich es wieder, komm meine Geliebte, sogleich soll uns der Priester verbinden.“

„D scherzt nicht!“ entgegnete Madeleine und sah den Grafen mit Hoheit an, „bin ich auch zu geringen Standes, um Eure Gemahlin seyn zu können, so verdiene ich doch wahrlich nicht, daß Ihr mich verspottet, weil ich von Eurer Rede getäuscht Euch nicht verhehlte, daß ich Euch liebte!“

„Du liebtest mich, Du liebst mich noch!“ jubelte der Graf, hob das zarte Mädchen empor und trug sie auf seinen Armen zu seiner Mutter.

Eilends wurden die Vorbereitungen zur Vermählung getroffen, Madeleine gab sich aufs Neue dem Zauber der Liebe hin und war glücklich.

Als der Segen über das Paar gesprochen worden war, trat die junge Gräfin vor das Schloß mit eigener Hand den Armen zu spenden, da erblickte sie auch die alte Frau, welche ihr einst den Gürtel geschenkt und ihr

eine Gabe darreichend sprach sie holdselig: „sieh Mütterchen, Deine Gabe trag' ich am Trauungstage.“

Die Alte winkte der jungen Gräfin bedeutsam und als diese von einem Gebüsch verborgen mit ihr sprechen wollte, verwandelten sich die schlechten Kleider der Frau in ein von Rosenduft gewebtes Gewand und ihr Antlitz strahlte wie das eines Engels.

Freundlich sprach sie, „ich bin die Fee Graziosa, und wollte Dir immer wohl. Herzensgüte und klaren Verstand dankst Du der Natur, sie reichen für den Himmel aus, um auch auf Erden beglückt zu werden und zu beglücken, bedarf das Weib noch eine Gabe.

Darum schenkte ich Dir und Deinen Freundinnen den Gürtel der Anmuth.

Die Eitlen haben ihn für Puß vertauscht, Du bewahrtest ihn, ohne seinen Zauber zu kennen, lege ihn nie ab, und Deine Ehe wird glücklich seyn!“

Die Fee verschwand als Rosenwölkchen, noch lange sah Madeleine sie am Himmel hinziehen.

Der Graf und Madeleine waren ein glückliches Paar, sie blieben es, denn sie legte den Gürtel niemals ab.

Alle waren mit dem Schlusse des Märchleins vollkommen zufrieden und Eduard sagte: „ob nun so ein Märchen nicht viel mehr Moral enthält, als manche Predigt?“

„Die Predigten sollten wohl alle moralisch seyn!“ versetzte der Caplan „leider aber sind viele nur Verbalhornun-

gen der heiligen Schrift, aber das gebe ich zu, daß so ein Märchen oft, ja meist mehr Wirkung hervorbringt, als eine Predigt, denn wenn Jemand merkt, daß man darauf ausgeht, ihn zu bessern, bessert er sich oft am wenigsten und ich suche immer mehr meine Hörer durch Ueberzeugung zu bessern, als daß ich sie mit einem Schwallen von Moral verkündenden Worten überschütte. Simplen Menschen wird am leichtesten durch ein Gleichniß über den fraglichen Gegenstand Aufklärung gegeben, und eben so ergreift es vielmehr, wenn der Mensch am Menschen die Folgen der tugendhaften und bösen Handlungen sieht, als wenn er nur im Allgemeinen über Tugend und Sünde moralisiren hört. Ja, ich glaube, daß die schönste Predigt über die traurigen Folgen des Spieles weniger wirkt, oder doch nicht mehr, als Iffland's Spieler, von Künstlern dargestellt.

„Das Märchen,“ äußerte Rüttner, „muß moralisch seyn, in der milden, aus den Charakteren und der Handlung hervorgehenden Moral liegt auch die Poesie. Märchen und Sagen können — natürlich mit Auswahl, viel Gutes stiften, man muß sie nur ernster betrachten und nicht als bloße Gebilde einer reichen Fantasie. Ein Märchendichter, ja nur der Macherzähler muß einen Schatz von Gemüthlichkeit und Kindlichkeit haben, die Fantasie thut es nicht allein.“

„Dies gilt nicht nur für den Märchendichter,“ sagte Eduard: „Fantasie und Herz und Geist machen den Dichter und die übrigen Kenntnisse tragen nur dazu bei ihn

vielseitiger seyn zu lassen, mit allen Kenntnissen aber wird der Herzlose doch nie das Herz treffen."

"Da müßten die Frauen ja groß seyn!" scherzte die Freifrau.

"In der Anmuth sollen sie es seyn, und erzählen sie Alle, wie Fräulein Alma, dann hören wir Männer fein stille zu."

Dies sagte Franz und Alle stimmten bei.

Siebzehnte Nacht.

Als in der folgenden Nacht der Kreis von Verwandten und Hausgenossen um den Freiherrn versammelt war und der Professor aufgefordert wurde, entschuldigte er sich für diesmal und Eduard erzählte statt seiner:

Die M e i n e i d i g e .

In einem der reizendsten Thäler Böhmens liegt das Kloster Haindorf, von einer Kette schöner Berge umgrenzt, unweit des berühmten Schlosses Friedland und des anmuthigen Badeortes Liebwerda. Ich habe ganz Deutschland und halb Italien durchreiset, aber

nirgends eine Gegend gefunden, die mich mehr angesprochen hätte. Wenn des Sonntags die Glocken der Klosterkirche läuteten und von allen Bergen her Prozessionen singend und betend gezogen kamen, da war mir immer so wohl und ich fühlte mich in die romantische Zeit der Sagen versetzt.

Auch ein wunderthätiges Marienbild ziert den Hochaltar dieser Kirche und lockt fromme Seelen in die geweihten Hallen.

Wer vor ungefähr sechzig Jahren vor dem Altare kniete, erblickte zwei Flechten von glänzend schwarzen Haaren, neben dem Marienbilde aufgehängt. Man erzählt davon:

Vor zweihundert und fünfzig Jahren lebte in der dortigen Gegend ein Mädchen, welche von Vielen die schöne, von Manchen auch die leichtsinnige Apolonia genannt wurde. Sie schien nur die erstere Benennung zu wissen und sprach, wenn es Andern galt, gern ein hartes Urtheil.

Als sie ihr zwanzigstes Jahr erreicht hatte, kam ein junger, reicher Mann aus Prag in die Gegend, kaum sah er die schöne Apolonia, so gewann er sie auch lieb und warb um ihre Hand, die sie ihm stolz und freudig zusagte. Kurz vor der Hochzeit wurde dem Bräutigam gesagt, seine Braut habe schon früher einen Mann geliebt und das Kindlein, welches sie diesem geboren, heimlich ausgesetzt.

Der Verlobte entsetzte sich natürlich sehr darüber

und erzählte seiner Braut wieder, was er gehört. Diese war darüber sehr erzürnt und sprach: „es ist nicht recht, daß Du solchen Verläumdern Dein Ohr leihst, Du solltest mich mit solchem Verdachte nicht kränken.“

Der Bräutigam bat ihr hierauf seine Worte ab und war vollkommen beruhigt. Da sich aber dieses Gerücht wiederholte, drang er heftiger in sie und beschwor sie, ihm die Wahrheit zu gestehen. Sie weinte heftig und zürnte ihm noch mehr; endlich sagte sie feierlich: „wenn ich nicht unschuldig bin, so sollen mir, wenn ich als Braut mit Dir vor den Altar trete, meine glänzenden Haarflechten ausfallen, um welche ich von allen Mädchen in der Gegend beneidet werde.“

Nun war der Bräutigam vollkommen beruhigt, bat sie noch inständiger, als das Erstemal um Verzeihung und brachte ihr einen Brautstaat, dessen sich keine Gräfin zu schämen brauchte.

Die Worte, welche sie zu ihrem Bräutigam gesagt hatte, blieben nicht verschwiegen, da ihre Dienerin sie im Nebengemache gehört hatte.

Als daher die Stunde der Trauung kam, versammelten sich sehr viele Menschen in der Kirche,

Im prächtigen Gewande trat die schöne Apolonia an der Hand ihres Bräutigams stolz in das Gotteshaus. Festen Schrittes ging sie auf den Hochaltar zu, doch als sie ihr Auge zum Marienbilde erhob, wurde sie plötzlich todttenblaß. Leicht löseten sich ihre zwei glän-

zenden Haarflechten vom Haupte und fielen herab auf die Stufen des Altares.

Laut schreiend sank Apolonia zu Boden. Der Bräutigam entfernte sich und Alle wandten sich von der Meineidigen ab.

Sie wurde wieder zum Leben gebracht und that noch ein Jahr lang Buße im nahen Kloster Marienthal. Die Flechten aber wurden zum Andenken an das Wunder neben dem Marienbilde aufgehangen.

„Wenn man alle die Legenden sammelte, welche die ämmtlichen Klöster Europas von sich haben, so müßten eine Menge Folianten damit angefüllt werden können,“ sagte Rüttner.

„Gewiß,“ versetzte der Caplan, „deßhalb wird auch der Dichter und Maler kein Kloster ohne Nutzen für seine Kunst besuchen.“

„Sollte denn aber nicht etwas Wahres an dieser uns unwahrscheinlich vorkommenden Begebenheit seyn?“ fragte die Freifrau.

„Die innere Wahrheit ist da, nämlich: daß jeder Meineid früher oder später mittelbar oder unmittelbar bestraft wird;“ erwiderte der Caplan.

Der Freiherr stand auf, riß ein Fenster auf und starrte hinaus in die düstre Nacht. Alle sahen einander, einen Ausbruch seiner Schwermuth fürchtend — ängstlich an. Doch ruhig kehrte er in den Kreis zurück und nahm wieder Theil an dem Gespräche.

Mehrere Tage waren wieder verstrichen, der Freiherr fand immer mehr Gefallen an den nächtlichen Unterhaltungen und entfernte sich nicht mehr. Es schien, als wage es die düstre Gestalt, welche ihm sonst um Mitternacht erschien, nicht, in den Kreis freundlicher Menschen zu treten, welche Neigung zur Poesie verband.

Noch war Keinem klar geworden, was eigentlich dem Freiherrn so verstümme, ein Verbrechen traute ihm Niemand zu; aber aus Theilnahme strebte Jeder auf seine Weise es zu ergründen. Allen behagte es im Schlosse Wunsitten, sie hatten sich so in einander hinein gelebt, daß der Professor und Eduard die Abreise vergaßen. Franz wurde durch eine immer stärker werdende Neigung zu Alma festgehalten.

Ob Alma Franz liebte? Wer konnte es entscheiden, da sie immer ruhig und freundlich gegen ihn war, wie eine Schwester. Und doch stand in ihrem blauen Buche geschrieben:

„Niederschreiben will ich alle die Sagen und Märchen, welche ich hörte und hören werde, damit ich noch nach Jahren beim Durchlesen dieser Blätter in meiner Seele den Ton vernehme, der mir jetzt beim Erzählen so wohl thut.“

Achtzehnte Nacht.

J u n g f r a u I l s e.

Aus Alma's blauen Buche.

Auf der Nordseite der Grafschaft Bernigerode, unweit Ilfenburg, am Fuße des Brocken, liegt der Ilfenstein, den die Ilse bespült. Ihm gegenüber ein ähnlicher Fels, welcher allem Anscheine nach bei einem Erdbeben davon getrennt worden ist.

Bei der Sündfluth flohen zwar Liebende nach dem Brocken, um immer mächtiger anschwellenden Gewässer zu entrinnen. Ehe sie noch den Brocken erreichten und eben auf einem andern Felsen zusammen standen, spaltete sich dieser und wollte sie trennen. Auf der linken Seite, dem Brocken zugewandt, stand die Jungfrau; auf der rechten der Jüngling und mit einander stürzten sie umschlungen in die Fluthen.

Die Jungfrau hieß Ilse. Noch alle Morgen schließt sie den Ilfenstein auf, sich in der Ilse zu baden, Nur selten ist es Jemanden vergönnt, sie zu sehen. aber wer sie kennt, preist sie.

Einst fand sie früh am Morgen ein Köhler, er grüßte die schöne Jungfrau freundlich und folgte, von

ihrer Anmuth angezogen, ihrem Winke bis vor den Felsen. Daselbst nahm sie ihm sein Ränzchen ab, ging damit hinein und brachte ihn gefüllt zurück, dabei befohl sie dem Röhler strenge, er sollte ihn erst in seiner Hütte öffnen.

Die Schwere fiel ihm auf und kaum war er auf der Ilfenbrücke, so konnte er seiner Neugier nicht länger gebieten und öffnete das Ränzchen. Zu seinem Aerger sah er Eicheln und Tannäpfel und schüttete sie, die Neckerei Ilfen's scheltend, in den Strom. Kaum hatten sie den Stein der Ilse berührt, so hörte er hellen Goldklang und sah zu seinem Schrecken, daß er Gold verstreut hatte. Sorgfältig bewahrte er die noch in dem Ränzchen befindlichen Ueberreste und war auch durch sie noch reich genug geworden, um sich ein schönes Landgut in der Gegend kaufen zu können.

Neunzehnte Nacht.

Eine andere Sage von der Ilse.

Vor undenklichen Zeiten stand auf dem Ilfensteine ein großes, herrliches Schloß, es hatte wohl an tau-

send Fenster, die alle von buntem, geschliffenem Glase waren und im Sonnenlichte wie Edelsteine funkelten. Dazu hatte es hundert Thüren, die von Gold und Silber bligten und alles im Schlosse war so schön, wie man es nicht schildern, ja nicht einmal denken kann.

Um das Schloß herum zog sich ein großer wilder Park von Tannen und Fichten, schauerlich dunkel, aber im Herbst blühte die Haide gar lieblich weiß und roth und im Frühlinge die Erdbeeren, deren Frucht den süßesten Duft bereitete.

Dieses überaus schöne Schloß gehörte dem Harzkönige; so weit er von dem Schlosse sehen konnte, so weit reichte sein Gebiet. Sein größter Schatz aber war seine holde, schöne Tochter Ilse.

Ilse zählte sechzehn Sommer, sie war nicht nur gut und von Natur klug, sondern auch mit Kenntnissen geschmückt, ihre Stimme klang so lieblich, wie der Gesang der Lerche und schon ihr Gang war ein anmuthiger Tanz.

Daß der Ruf ihrer Schönheit sich bald im ganzen Lande verbreitete, war kein Wunder, denn viele Fürsten und Ritter besuchten des Harzkönigs Schloß.

Unter allen Rittern aber liebte Keiner die schöne Ilse treuer, als Ritter Kunibert, ein Sachse, welcher in seinem Vaterlande große Besitzungen hatte. Er würde Ilse zur Gemahlin erwählt haben, wenn sie auch die ärmste Hirtin gewesen wäre. Dies fühlte die holde

Ilse und deshalb war sie dem ehrlichen Kunibert vor allen andern Rittersn gewogen.

Sie hatte deß auch kein Hehl und ihr Vater biligte ihre Liebe, denn er schätzte Kunibert wegen seiner guten Sitten und Tapferkeit.

Als nun Kunibert stattlich gerüstet vor dem Harzkönig hintrat und um seine Tochter warb, sprach dieser: „ich schätze Euch wackerer Ritter vor Vielen hoch und nehme Euch mit Freuden zum Eidam an, aber meine Tochter zählt noch nicht siebzehn Jahre und Ihr kommt auch noch zeitig genug in den Ehestand, auch möcht' ich Eure beiderseitige Liebe erst prüfen, denn die Minnezeit ist kurz und die Jahre der Ehe sind lang Reiset deshalb ein Jahr lang umher, erkämpfet Euch neuen Ruhm und kehret Ihr treu zurück mit Ehren, hat Euch meine Tochter die Treue bewahrt, so nehmet sie heim zum Ehegemahl, mein Segen soll Euch nicht fehlen.“

Und der Harzkönig rief seine Tochter herbei und fragte sie: ob sie dem Ritter Kunibert ein Jahr lang die Treue bewahren wolle und dann als Ehegemahl folgen nach dem Sachsenlande.

Die schöne Ilse erröthete und sprach: „obgleich ich meinen Herrn Vater über Alles liebe und mich sehr glücklich in dem schönen Schlosse gefühlt habe; so weiß ich doch auch, daß das Weib Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen soll und vor allen Männern folge ich dem Ritter Kunibert am liebsten.“

Da jubelte Kunibert, kniete nieder vor ihr und schwur ihr ewige Liebe, zog auch einen schönen goldnen Reif vom Finger und bot ihn der Geliebten dar und der Harzkönig hieß der Tochter ein güldnes Ringlein mit einem Diamant vom Finger ziehen und es dem Ritter schenken. Sie that es freudenvoll und weil es dem Ritter selbst nicht an den kleinen Finger paßte, hing er es sich an eine güldne Kette um den Hals.

Acht Tage lang weilte der Ritter noch im Schlosse des Harzkönigs und kosete mit seiner Liebsten, am neunten aber bestieg er ein stattliches schön aufgeäumtes Roß und ritt von seinen Knappen begleitet von dannen.

Beim Abschiede hatte er nochmals heilige Treue gelobt, und seine Ilse um Treue beschworen, die schöne Harzprinzessin hatte sehr geweint und dem Ritter noch eine Schärpe umgehangen, dann waren sie von einander geschieden.

Z w a n z i g s t e N a c h t.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

Der Harzkönig hatte es für gut befunden, die Verlobung seiner Tochter noch geheim zu halten, deshalb kamen immer noch alle Wochen Freier aus allen Himmelsgegenden auf den Isenstein geritten und bemühten sich um die Gunst der liebreizenden Prinzessin.

Diese war gegen alle Ritter und Prinzen freundlich, aber von Liebe wollte sie nichts hören, treu ihrer Neigung zu Kunibert.

Dabei benahm sie sich so fein und bescheiden, daß keiner der abgewiesenen Ritter ihr zürnte und jeder nur trauerte, weil es ihm nicht gelungen war, ihre Gunst zu erringen.

In der ganzen Gegend hatte die Jungfrau Ilse nur eine Feindin, aber auch eine mächtige. Es wohnte damals in der Nähe des Brockens eine böse, gewaltige Hexe, Namens Tritta, diese hatte eine einzige Tochter, Rapunzel, welche in dem Grade häßlich war, als Ilse schön.

Ihr rothes Haar war borstig, wie das eines Bären, ihre kleinen grünen Augen triefen und ihr zahnloser Mund zog sich von einem Ohre zum andern. Dabei war sie so lang, mager und eckig, daß ihre Figur, selbst in der schönsten Tracht, einem angezogenen Schilderhause glich.

Die Hexe wohnte mit ihrer Tochter bald in einer Höhle, bald im Schilf des Flusses Ilse. Mit neidischen Blicken sah Rapunzel die vielen Freier nach dem Ilsenstein zur Prinzessin Ilse reiten und so oft einer vorüber kam, sprach sie: „seht nur Mutter, da kommt schon wieder einer geritten, welcher um Ilse freit, zu mir kommt kein Freierrmann und ich bin doch viel älter und viel, viel verständiger und viel, viel, viel schöner, als die sechzehnjährige naseweise Prinzessin, das kommt

aber daher, weil Ihr in keinem Hause, sondern nur in einer Höhle oder im Schilf mit mir wohnt und mir keine guten Kleider gebt.

Eritta wußte gar gut, daß die Häßlichkeit ihres lieben Töchterleins die Freier fern halte, und war gar erbozt, daß sie bei aller Macht, die sie besaß, doch nicht im Stande war, die Häßlichkeit Rapunzel's in Schönheit zu verwandeln; um aber dem Töchterchen den Willen zu thun, herte sie in einer Nacht ein prächtiges Schloß dicht an den Weg, auf dem die Fürsten und Ritter ritten, wenn sie nach dem Isenstein wollten. Sie gab auch ihrem Töchterlein viel schönere Gewänder, als die Prinzessin Ilse hatte und Rapunzelchen zeigte sich fast stündlich am Fenster, aber kein Ritter kehrte bei ihr ein, ja sie grüßten sie nicht einmal.

Dadurch wurde nun Rapunzel immer böshafter und trachtete darnach, Isen's Schönheit zu vernichten. Sie verkleidete sich zu diesem Zwecke und ging mit allerhand Essenzen auf den Isenstein, diese bot sie der Prinzessin zum Gesichtwaschen an, mit der Bemerkung, daß sie von dem Gebrauche derselben ewig jung bleiben würde.

Ilse verschmähte aber diese Mittel und Rapunzel's tückischer Wunsch blieb unerfüllt, deßhalb nahm sie sich vor, Isen auf eine andere Art zu kränken. Sie hatte nämlich, vermöge ihrer geheimen Wissenschaften, erfahren, daß die Prinzessin mit dem Ritter Rumibert heimlich verlobt sey, und da sie nun auch wußte, daß

Runibert in fernen Landen seiner Verlobten die Treue bewahrt hatte, so sann sie sich die böshafteſte That aus, die ſich nur ein böſes Weib erſinnen kann. Der Ritter Runibert hatte einſt über Rapunzel's Häſſlichkeit und Eitelkeit geſpottet und dadurch ihre Wuth erhöht, als er ſich nun, ſeiner Iſe in Liebe und Treue gedenkend, auf dem Heimwege zu dem Iſſenſteine befand, boten Rapunzelchen und ihre Mutter die Macht aller andern Hexen auf und in einer Nacht ward das ſchöne Schloß des Harzkönigs in einen großen Fellen verwandelt und der Harzkönig mit allen den Seinen in einen Zauberschlaf verſetzt, aus dem ſie nimmer erwachten.

Ein und zwanzigſte Nacht.

Schluß der vorigen Sage.

Ueber die Prinzessin Iſe hatten die Hexen keine Macht, ſie ſtand im Schutze eines guten Geiſtes und verſank nicht in den Schlaf. Auch ſorgte dieſer Geiſt, daß Iſe von unſichtbaren Händen mit Nahrungsmitteln und Allem was ſie bedurfte, bedient wurde. Ja er verſchaffte ihr ſogar die Gunſt, daß ſie in drei Nächten des Jahres, durch eine nur ihr bekannte Pforte ſchlüpfen und ſich in der Iſe baden konnte.

Während nun Ilse über den Schlaf weinte, ihren Vater und ihre übrigen Umgebungen betrauerte, nahte Kunibert dem Ilsensteine. Als er ihn von weitem erblickte ward ihm wohl um das Herz, doch wer beschreibt sein Entsetzen als er sich am Fuße des Berges befand, und an der Stelle wo das schöne Schloß des Harzkönigs gestanden, einen hohen kahlen Felsen erblickte.

Er glaubte er habe den Weg verfehlt und befinde sich wo anders und doch sah er die ganze wohlbekannte Gegend vor sich, vernahm das Rauschen des Flusses, erblickte am Wege Trittas Haus und die häßliche Rapunzel am Fenster.

Er fragte die Vorübergehenden, wo er sich befinde und hörte von jedem die Antwort „beim Ilsenstein im Harze“ und als Kunibert weiter forschte nach dem verschwundenen Schlosse, sagten sie ihm: „das ist in einen Felsen verwandelt und seine Bewohner hat keines Menschenauge wiedergesehn.“

Da schlug Kunibert ein furchtbares Gelächter auf, daß es bis an das Ohr Rapunzels drang und den Namen „süße Ilse!“ mehrmals verzweiflungsvoll rufend, stürzte er sich in den Fluß.

In der nächsten Nacht kam Ilse, sich im Strome zu baden, sie fand den Leichnam des Geliebten und weinte über ihn. Lange, lange trauerte sie um ihn, und so oft es ihr vergönnt war im Strome zu baden, ging sie zu der Stelle wo sie Kunibert todt gefunden hatte.

Ihr einziges Glück ist: Andern wohlzuthun und wer sie eben erblickt, wird reich von ihr beschenkt mit dem Geschmeide, welches sich im Ueberflusse im Innern des Felsens befindet.

Man sagt, der Felsen würde wieder in ein schönes Schloß, die Bewohner desselben in Menschen verwandelt, wenn es sich zufällig fügen, daß ein eben so schöner, tugendhafter Mann als Ilse, ohne es zu wissen zu gleicher Zeit mit ihr im Flusse badete *).

Zwei und zwanzigste Nacht.

Der Besuch der Todten.

Isabella von Baiern, die Gemahlin Karl VI. von Frankreich zeichnete unter ihren Damen vorzüglich eine Gräfin aus und blieb ihr der Launenhaftigkeit fürstlicher Personen entgegen, fortdauernd gewogen.

Isabelle war nicht als Tugendmuster bekannt, sie war treulos gegen ihren Gemahl und handelte empörend gegen ihren Sohn, den schwachen aber sanftmüthigen und guten Karl VII.

Keiner ihrer Dienerschaft, keiner am Hofe liebte

*) Eine andere von diesen beiden durchaus abweichende Sage von der Prinzessin Ilse wird in einem der folgenden Bände ihren Platz finden.
Der Herausgeber.

sie, sogar die Engländer ihre Verbündeten verachteten sie, denn Jeder wußte, daß sie es mit keinem Menschen aufrichtig meinte.

Der Gräfin aber war sie aufrichtig zugethan und diese ihr, sie schwuren einander Freundschaft und Treue bis in den Tod und hielten Wort.

Als nun die Königin gestorben war, lag sie in Paris in dem Pallaste in einem großen Saale auf dem Paradebette, angethan in köstliche Gewänder, die Krone auf dem Haupte. Dreißig brennende Wachskerzen umstanden den Sarg und ihr ganzer Hofstaat war in tiefer Trauer in dem Saale versammelt.

Gegen Mitternacht entfernten sich Alle und die Leiche der Königin blieb allein, im Vorzimmer verweilte ein Offizier mit Wachen.

Als die Glocke zwölf schlug, kam ein pechschwarzer Wagen mit vier Rappen bespannt vor den Pallast gefahren, hielt daselbst und eine Dame in tiefer Trauer stieg aus, schritt langsam die Treppen hinauf über den Corridor und sagte zu dem wachhabenden Offizier mit langsamen, feierlichem Tone: „öffnet mir die Thüre des Saales, damit ich die Königin noch einmal sehe.“

Der Offizier erwiederte ihr, daß ihr das nicht gestattet sey, ja daß er strengen Befehl habe keinen Menschen, er sey wer er wolle, einzulassen.

Hierauf nannte sie sich und als der Offizier hörte: daß sie die Gräfin, die intimste Freundin der hochseli-

gen Königin sey, getraute er sich nicht ihr den Eintritt zu verweigern.

Da sich nun die Dame in den Saal begeben hatte, kam es dem Offizier vor als höre er drinnen flüstern und leise öffnete er die Thüre und sah, wie die Gräfin sich über die Leiche hinbückte und wie die todte Königin sich erhob und lange leise mit der Gräfin sprach.

Der Offizier winkte den Wachen, dieses Schauspiel mit anzusehen und Alle überkam ein Grausen, Männer, die in vielen Schlachten ruhig geblieben waren, zitterten jetzt vor Furcht.

Glock Eins entfernte sich die Dame aus dem Saale und im Nu flog die Karosse mit ihr fort und ward nicht mehr gesehen.

Am andern Morgen sagte der Offizier dem Könige an, was er in der vergangenen Nacht gesehen hatte, der König hörte ihm nachdenklich zu, als aber in demselben Augenblicke ein Ritter eintrat und dem Könige verkündete, daß in dieser Nacht die Gräfin gestorben sey und ihr Todeskampf von Nachts Zwölf bis um Eins gewährt habe, da bekreuzte sich der König und betete: „Ave Maria!“

Drei und zwanzigste Nacht.

Das Riesenfräulein.

Vor Zeiten lebten auf der Burg Nideck im Elsaß, die auf einem hohen Felsen nahe bei einem Wasserfalle liegt, Ritter die alle von einem gewaltigen Riesen abstammten und selbst nicht viel kleiner als der Riese waren. Ritter Wolf, welcher zu der Zeit lebte als sich Nachstehendes begab, war so lang wie ein hundertjähriger Eichenbaum und einen Centner trug er so leicht wie einen Vorstorfer Apfel.

Seine Tochter Mechtild war nichts kleiner als ihr Vater und eben so kräftig, deshalb liebte er sie auch sehr und ließ ihr allen Willen.

Eines Tages fiel es dem Fräulein ein, hinab in das Thal zu gehen um sich umzuschauen; mit großen Schritten kam sie fast bis nach Haslach und wollte sich todt lachen über die kleinen Hütten, mit Thüren, durch welche sie nur hätte mühsam kriechen können.

So, sich verwundert umschauend, kam sie an ein Ackerfeld, wo mehrere Landleute ackerten und weil ihr die kleinen Männlein und Pferdchen und Pflüge gefielen, nahm sie alle die sie sah wie Puppen, legte sie ungeachtet ihres Schreiens und Sträubens in ihre bunte Schürze und lief damit zur Riesenburg, dort ging sie sogleich in den Ahnensaal, und sagte zu ihrem Vater: „schaut Herr Vater, was für ein drollig Spielzeug ich mitgebracht habe.“

Bei diesen Worten packte sie die Bauern mit den Pflügen und Pferden aus und setzte sie auf den großen eichenen Tisch und auf die Dielen. Der Vater sagte: „Kind das ist kein Spielzeug, das mußt Du gleich wieder hinab in das Thal tragen.“

Das verzogene Fräulein weinte und wollte nicht gehorchen, aber der Riese sprach ernsthaft: „mein Kind den Bauern dürfen wir nichts anhaben, sie sind es die das Brod bauen welches wir Riesen verzehren, gleich gehe und setze die Bauern auf das Feld wo Du sie hast hergenommen, wo nicht, so sollst Du sehen, daß ich auch zornig werden kann.“

Während nun das Fräulein verdrüsslich die Bauern einpackte, kamen die Weiber der Bauern auf das Feld, ihnen einen Imbiß zu bringen und fanden ihre Männer nicht und ein Schafhirt, welcher sich vor dem Riesenfräulein in eine Höhle geflüchtet hatte, erzählte ihnen was gescheh'n war.

Da fingen alle an zu weinen und zu seufzen und erfüllten mit ihrem Klaggeschrei die Luft. Wie sie nun so jammerten, kam das Fräulein und setzte die Männer auf den Acker hin, da trockneten die Weiber ihre Thränen und das Riesenfräulein freute sich und ging dann wieder heim in ihre Burg.

Vier und zwanzigste Nacht.

Der Schatten des Grafen.

Unter der Regierung Jacob VI. von Schottland lebte auf seinem Felsenschlosse ein reicher, mächtiger Graf, Eduard. Doch nicht nur reich und mächtig war er, auch schön und begabt mit allen ritterlichen Tugenden.

Viele edle Frauen trugen heimlich sein Bild in dem Herzen und blickten sehnfüchtig in sein großes blaues Auge, aber Eduard blieb ungerührt und selbst die Schönste konnte sich von ihm nicht mehr als eines höflichen Grußes rühmen.

Sein Lieblingsvergnügen war die Jagd und Niemand stand höher in seiner Gunst als sein Falkner. Der Graf hielt viel auf schöne gut abgerichtete Falken und Ralph der Falkner verstand sich trefflich auf die Behandlung dieser Thiere und wußte dem Grafen immer neue und schöne zu verschaffen.

Tage lang jagten der Graf und Ralph mit einander und wurden dieses Vergnügens nimmer müde, ja es fehlte beiden Etwas, wenn einmal die Jagd unterbleiben mußte.

Die Verwandten des Grafen lagen ihn an, sich unter den Töchtern des Landes umzuschauen und eine zur Gemahlin zu erwählen, aber Eduard wick allen Vorschlägen dieser Art geschickt aus.

Zu dieser Zeit besuchte ihn ein deutscher Edelmann Namens Wildeck, er machte sich dem Grafen durch eine

eben so große Leidenschaft für die Jagd bald unentbehrlich und die beiden Freunde nebst dem Falkner lebten fast nur im Walde.

Einige Monate hatte er auf dem Schlosse des Grafen zugebracht, da beschied ihn ein Eilbote nach Deutschland zurück. Die Mutter des Edelmannes lag an einer langwierigen aber tödtlichen Krankheit hart darnieder und begehrte ihren einzigen Sohn noch einmal zu sehen.

Wildeck, welcher seine Mutter kindlich liebte, säumte keinen Augenblick nach Deutschland zu eilen. Der Graf bat ihn dringend, ihm wenigstens noch einige Tage zu schenken, da sich aber sein Freund durchaus nicht zum Bleiben bewegen ließ, entschloß er sich ihn zu begleiten.

Wildeck war auf der Reise sehr niedergeschlagen, der Graf bemühte sich ihn aufzuheitern, was ihm zu seiner Freude auch auf Augenblicke gelang. Eines Abends langten die Freunde auf dem Schlosse des Herrn v. Wildeck an. Es war alt, verfallen und die innere Einrichtung desselben verrieth dem Grafen die Armuth seiner Bewohner. Wildeck eilte sogleich zu seiner kranken Mutter, von Theilnahme getrieben folgte ihm der Graf und blieb um nicht zu stören am Eingange des Zimmers stehen.

Eine Lampe erleuchtete das hohe düstere Gemach, matt und todtenblaß lag die Frau von Wildeck auf ihrem Lager, ein Geistlicher stand neben ihr und sprach einem jungen Mädchen Muth ein, welches mit verhülltem Antlitze am Bette der Sterbenden kniete.

Nachdem Frau von Wildeck ihren Sohn begrüßt und

einige Worte mit ihm gewechselt hatte, wandte sie sich zu dem jungen Mädchen und sprach mit dem letzten Aufwand ihrer Kräfte: „meine geliebte Tochter ich verlasse Dich, Deine Tugend und mein Segen sind Dein einziges Erbe, als arme Waise hast Du wenig in der Welt zu hoffen, folge daher meinem Rathe und nimm den Schleier. Gleich nach meinem Tode wird die Aebtissin des nahen Cistertienserklosters Dich abholen, ist das Probejahr um und zieht nicht eine besonders lebhafte und verständige Neigung oder ein seltner Glücksfall Dich in die Welt zurück: so lege das Gelübde ab, versprich es mir.“

Schluchzend schwur die Tochter, den Willen der Mutter zu vollziehen, hierauf legte sich die Kranke mit dem Haupte zurück und starb.

Auf den Grafen hatte dieser Auftritt lebhaften Eindruck hervorgebracht, er sah jetzt das Fräulein Anna und ihr kindlicher Schmerz, ihre lieblichen, rührenden Züge sprachen zu seinem Herzen.

Nur wenige Worte wechselte er mit ihr, die für nichts Sinn hatte als für ihre geliebte Mutter, aber eben ihre kindliche Trauer zog den Grafen so mächtig an, fast noch mehr als ihre Schönheit. Gleich nach der Beerdigung der Frau von Wildeck, ließ die Aebtissin Anna in das Kloster abholen. Traurig schied sie von ihrem Bruder, welcher den Grafen wieder nach Schottland begleiten und Dienste bei König Jacob VI. suchen wollte.

Eduard sah lange der Sänfte nach in welcher Anna

zum Kloster gebracht wurde, aber er war noch nicht ganz einig mit sich selbst, ganz entschieden.

Nachdem Wildeck sein Haus bestellt hatte, traten beide Freunde ihre Reise an und befanden sich mit Beginn des Herbstes wieder glücklich auf dem Stammschlosse des Grafen.

Einst als der Graf allein auf der Jagd war, blickte er in einiger Entfernung ein Reh von außerordentlicher Schönheit. Er verfolgte es und da es ihm nie aus den Augen entchwand, aber auch nicht von ihm getroffen wurde, gelangte er immer tiefer in das Dickicht hinein und kam endlich in eine ihm gänzlich unbekannte Wildniß.

„Ei mein liebes Thierchen bist du da?“ rief eine liebliche tiefe Frauenstimme, der Graf schaute sich um und vor ihm stand eine hohe, wunderschöne Frau im grünen Jagdkleide. Dunkle Locken umflossen die schöne Stirn, ihre schwarzen Augen sprühten Funken, sie trug ein schwarzes Sammetbarett mit weißen Schwungfedern.

Das Reh sprang an ihr in die Höhe, sie liebkosete ihm und sagte hierauf im drohenden Tone zu Eduard: „verfolgt mein Reh nicht wieder!“

Hierauf verschwand sie.

Fünf und zwanzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

In Gedanken verloren kam der Graf nach Hause, statt wie sonst des Abends noch mit seinem Freunde Wildeck zu sprechen, zog er sich in sein Gemach zurück und malte sich das Bild der schönen Jägerin. War ihm Diana oder irgend eine Göttin des Haines erschienen? Eine Erdgeborene konnte das wunderbar schöne Weib mit den gebietenden Augen nicht seyn; einem gewöhnlichen Weibe, das fühlte er, hätte er nicht so blindlings gehorcht. Den andern Tag ging er früh allein in den Wald, die Stelle zu suchen, bei welcher ihm die Schöne erschienen war, aber er mochte seinen Schritt wenden wohin er wollte, nirgends fand er die drei seltsam verschlungenen Eichen unter denen die Dame gestanden hatte.

Einige Tage trug Eduard sein Geheimniß in sich, endlich theilte er es dem Freunde mit, diesen zog die Beschreibung von der seltsamen Schönen sehr an und er säumte nicht mit dem Grafen stundenlang im Walde umherzustreifen — immer vergebens.

Durch dieses vergebliche Forschen stieg die Ungeduld beider Männer auf das höchste und um zum Ziele zu kommen, entdeckten sie sich dem Falkner, der als Jägerssohn jeden Weg im Walde kennen mußte.

Der Falkner hörte dem Grafen aufmerksam zu und sagte: „Alles was ich von der schönen Dame weiß, will ich Euch erzählen.“

Mein Vater, wie Euch gnädige Herren bekannt ist, war Jäger des seligen Herrn Grafen und später Förster in dieser Waldung. Wie ich noch ein kleiner Bube war, hörte ich ihn oft sagen: Adelsstane muß mir zürnen, ich habe seit vielen Tagen kein Wild getroffen. Fragte ich dann „Vater wer ist Adelsstane?“ so bekam ich eine kurze ausweichende oder gar keine Antwort.

Wie ich ungefähr zehn Jahr alt war, nahm mich mein Vater oft mit in den Wald, er hatte zu dieser Zeit seltenes Glück, das schönste Wild ward seine Beute und alle Jäger beneideten ihn darum. Meine Mutter aber wurde traurig, sie weinte immer und drückte mich oft mit wildem Schmerze an sich.

Der Vater welcher sie sonst sehr geliebt hatte, sprach jetzt wenig mit ihr und blieb oft über Nacht aus.

Des Sonnabends, das weiß ich gewiß, kam er niemals nach Hause und dies war sonst der Tag an dem er am pünktlichsten kam, weil er des Sonnabends Abends immer mit der Mutter besprach, was in dieser Woche vorgefallen war und was sie die künftige Woche unternehmen wollten.

Um sie gewissermaßen für sein Außenbleiben zu entschädigen, hatte er eine alte Mähme zu sich in das Haus genommen, die sich auch alle Mühe gab meine bekümmerte Mutter zu trösten, was ihr doch zu Zeiten gelang, denn Mähme Maria wußte gar wunderschöne Geschichten und hatte auch sehr viel in der Welt erlebt.

Einst lag ich des Sonnabends Abend beim Kamine im Halbschlummer, die Base und die Mutter saßen am Spinnrocken, da weckte mich ihr Gespräch, doch aus kindischer Schlaueit schloß ich die Augen nur noch fester und hörte die Base sagen: „es ist freilich besser wenn der Bube zeitig zur Ruhe gebracht wird, damit er von der unheimlichen Erscheinung nichts gewahrt, da er aber heute schläft, so wollen wir ihn hier lassen, vielleicht bannst die Anwesenheit des unschuldigen Kindes den unheimlichen Gast.

Furcht und Neugier kämpften in mir, die Letztere behielt die Oberhand, ich beschloß zu bleiben und erlauschte noch ein Gespräch, dessen ich mich ganz deutlich entsinne.

„Seid uur ruhig,“ sprach die Base, „Euer Mann wird wieder auf den rechten Pfad zurückkehren, wenn ihr nicht ablasset vom Beten. Adelslane ist eine schöne, mächtige Hexe, aber Gott und die lieben Heiligen sind mächtiger.“

„Gewiß!“ erwiderte meine Mutter, „aber muß ich nicht fürchten, daß sie jedes meiner Worte vernimmt, jeden Gedanken sieht.

Hat sie nicht schon ihren Spott mit mir getrieben seit dem Tage, an welchem ich meinen Mann beschwor, mir zu sagen: was ihn so verändert seit dem Tage, wo ich auf die schöne Waldhexe Adelslane rieth und drohend ausrief: ich werde mit ihr sprechen und ihr sagen, daß ich frühere, heiligere Rechte als sie an dich habe — seit-

dem erscheint jeden Sonnabend Abend sein Schattenbild, das mich so schreckt, dessen Anblick ich nicht mehr ertragen kann!“ Ein lauter Schrei ertönte am Schlusse ihrer Rede, ich öffnete schnell die Augen, die Mutter und die Base schlugen ein Kreuz und knieten nieder, mitten im Zimmer stand der Schatten meines Vaters. Wie der Vater zu thun pflegte, so hing der Schatten sein Gewehr an die Wand, setzte sich nieder, wandte sich zu meiner Mutter, ging im Zimmer auf und ab, stumm, schweigend.

Mir schauderte, ich wagte mich nicht zu rühren. Ungefähr eine Stunde waltete der Schatten so im Zimmer, dann entfernte er sich in das anstoßende Schlafgemach.

Die Frauen blickten wieder auf, die Mutter kam mich zu wecken, ungestüm drückte sie mich an sich und rief mehrmals unter heftigen Thränen: „o mein Kind, mein liebes Kind verlasse nur Du mich nicht! Liebe nur Du mich immerfort!“

Noch mehrere Monate lang sah ich alle Sonnabende den Schatten meines Vaters. Eines Tages hörte ich ihn zu meiner Mutter sagen: „Margarethe, sey ruhig, ich gehe nicht mehr zu den drei Eichen. Denselben Tag tödtete er auch seinen Lieblingshund. Der Vater ging mit der Mutter in die Kirche und als es Abend war setzte er sich heim zwischen die Mutter und mich und die Base mußte aus der Bibel vorlesen. So lebte er wieder einige Monate, aber Alles was er unternahm

verunglückte ihn, er brachte kein Wild mehr nach Hause, sein Forst wimmelte von Wilddieben, die Bäume, welche er pflanzte, gediehen nicht.

Oft rief er aus „Adelstane, das ist Deine Rache!“ Der schöne, lebenskräftige Mann verfiel sichtlich, vergebens wurden Heilkundige um Rath gefragt, er klagte über einen brennenden Schmerz am Herzen und jammerte dann: „Adelstane, Grausame! laß ab mir das Blut auszusaugen!“

Als es zum Ende mit ihm kam, hieß er mich an sein Bette treten und sprach mit bewegter Stimme: „Ralph mein theurer Sohn, wenn Du einst erwachsen bist, gedenke der Warnung Deines sterbenden Vaters. Kommst Du einst im Walde zu einer abgelegenen Stelle, wo drei seltsam verwachsene Eichen stehen, so lehre schnell um, begegnet Dir jemals ein schönes Weib in Jägertracht, welcher die Thiere des Waldes wie zahme Hausthiere gehorchen, meide sie!“

Nachdem er dies gesagt hatte, reichte er meiner Mutter die Hand: „Margarethe vergieb!“ sprach er leise, bedeckt von unsern Thränen brach sein Auge.“

Der Warnung meines Vaters eingedenk habe ich die drei Eichen gemieden, erschien mir zu Zeiten eine hohe Jägerin auf stolzem Rosse, so schlug ich ein Kreuz und wandte das Antlitz ab.

Weil man Adelstanens Macht fürchtet, spricht man wenig von ihr, aber — hier schlug Ralph ein Kreuz — ich weiß es, sie ist die Tochter einer bösen Waldnymphe

und eines Erdensohnes. Sie bleibt jung und schön so lange sie nicht durch einen Mann, welcher sie einst liebte und von ihr geliebt wurde, getödtet wird, dieß kann sie bei ihrer Klugheit leicht verhindern und durch geheime Zaubermittel weiß sie Jeden der sich von ihr abwendet, schnell oder langsam zu tödten, ehe es ihm gelingt ihr ein Leid zuzufügen. So viel weiß ich von Adelslane — möge es Euch Herr Graf, und auch Euch Herr von Wildeck gewarnt haben.“

Der Graf erwiederte nichts, er ritt einige Schritte vor Wildeck und Ralph voraus ohne an ihrem Gespräch Theil zu nehmen.

Den andern Tag ritt er allein in den Wald und durchkreuzte ihn so lange bis er die drei Eichen fand.

Lange stand er da und starrte ihre Wipfel an, er wagte es nicht Adelslane zu rufen, aber er wünschte heimlich ihr Erscheinen. Als sie sich dennoch nicht blicken ließ, entfernte er sich schwermüthig.
